1,30 DM / Band 68
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

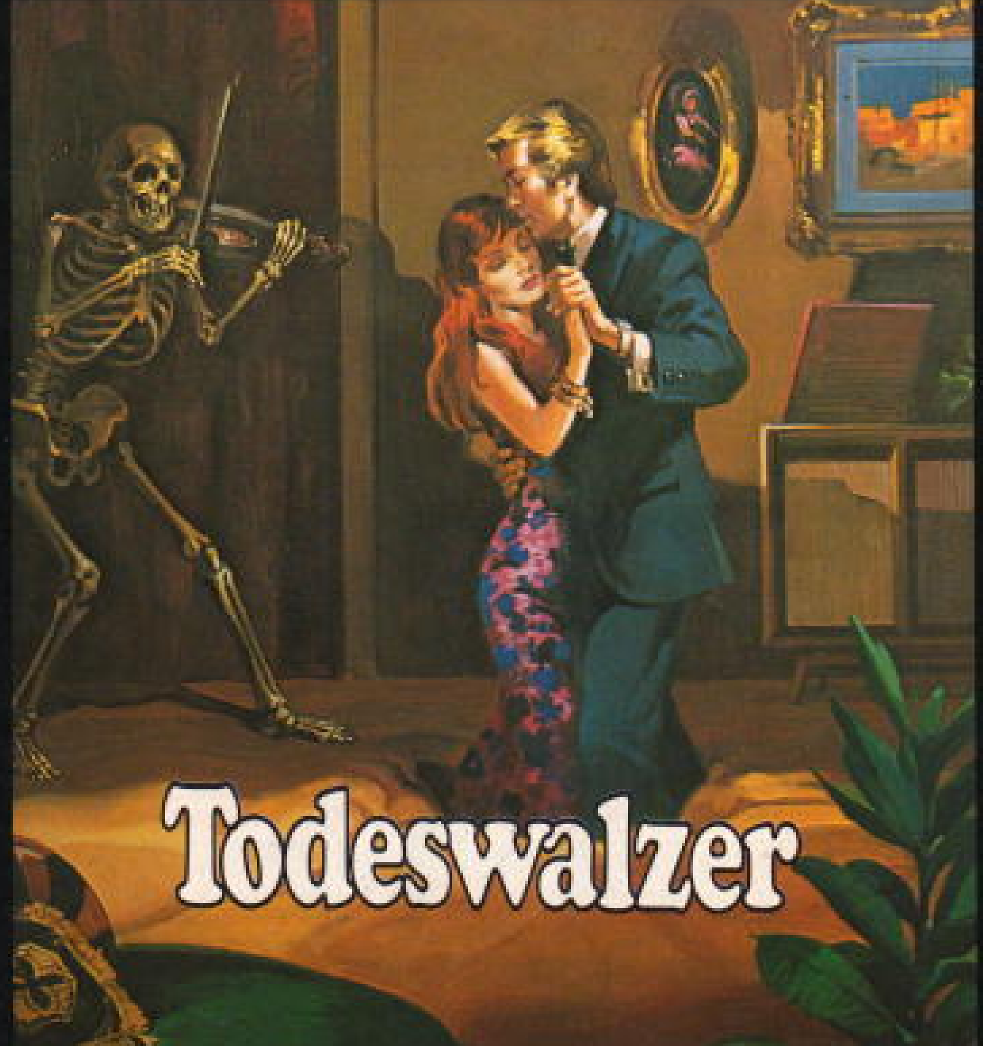
BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Todeswalzer

Belgien F 25 / Frankr. F 3,20 / Italien L 650 / Luxemb. F 23 / Niederl. f 1,60 / Schweden kr 3,75 i.m. / Spanien P 60



Todeswalzer

John Sinclair Nr. 68

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 23.10.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Todeswalzer

Der Fall begann wie viele andere. Aber schon bald nahm er eine verheerende Wendung zum Schlechten für mich und meine Freundin Jane Collins.

Und als wir schließlich auf dem Dämonenrost über einem Scheiterhaufen landeten, war dafür gesorgt, daß ich keine Chance mehr hatte.

Der Schwarze Tod persönlich zündete das Holz an.

Grinsend sah er dabei zu, wie die Flammen nach Jane und mir schnappten. Er hatte es endlich geschafft…

Rhodes war ein genialer Maler. Die Bilder, die er schuf, erzielten Rekordpreise. Doch nach einer Krise lebte er in ständigem Hader mit Malvyn Marshall, dem Galeriebesitzer, in dessen Räumen er seine Werke ausstellte.

Wie jeder Künstler, wollte auch Chris Rhodes einmal in seinem Leben etwas Großes schaffen. Seit Jahren träumte er davon.

Und jedesmal, wenn er dachte, ihm wäre der große Wurf nach der Krise gelungen, wurde sein Gemälde von Marshall und den Kritikern buchstäblich zerrissen.

Das nagte tief in Rhodes' Innerem. Er griff zu immer härteren Drogen, weil er glaubte, sie würden ihm helfen, das Bild aller Bilder zu malen.

Doch das Gegenteil war der Fall. Seine Bilder wurden immer schlechter, und Malvyn Marshall hatte bereits gedroht, nichts mehr von ihm auszustellen, wenn das Niveau seiner Werke noch weiter sinken würde.

Es war ein Teufelskreis, in dem Chris Rhodes gefangen war. Die beruflichen Rückschläge deprimierten ihn.

Dadurch war er gezwungen, öfter das Vergessen mit Rauschgift zu suchen. Und das Suchtgift wiederum höhlte ihn mehr und mehr aus, so daß er kaum noch in der Lage war, einen vernünftigen Pinselstrich auf die Leinwand zu bringen.

Es war Abend.

Chris Rhodes befand sich allein in seinem Haus. Das Gebäude war uralt und hätte einer dringenden Restaurierung bedurft.

Es regnete durch das Dach, die Wasserleitung war undicht, die Mauern waren krank vom Schimmelpilz.

Aber Chris Rhodes hatte nicht das Geld, um das Haus zu sanieren. Bald würde das Geld nicht einmal mehr reichen, um die laufenden Abgaben bezahlen zu können, von denen die Erlaubnis abhing, daß er in diesem Haus wohnen durfte.

In diesem Dilemma befand sich Rhodes, als er der nächsten Spritze entgegenfieberte. Für Stoff brachte er immer wieder Geld auf.

Wenn er Heroin brauchte, war er im Geldverdienen ungemein erfinderisch. Er malte Schilder für den Supermarkt und Reklametafeln für mehrere Werbeagenturen.

Da er das aber im Grunde seiner Seele unter seiner künstlerischen Würde fand, tat er es nur, wenn es wirklich nicht mehr anders ging.

Rhodes leckte sich nervös die dünnen Lippen. Er war mager. Die Augen hatten keinen Glanz und lagen in dunklen Höhlen.

Rhodes spürte dieses lästige Ziehen entlang sämtlicher Nervenbahnen, während er seine Vorbereitungen für die erlösende Spritze traf.

Er stellte eine Wasserkaraffe auf den Tisch, holte das

Heroinbriefchen, das er von einem Dealer am Picadilly Circus gekauft hatte, legte einen langstieligen Löffel neben die Karaffe, nahm aus der Tischlade eine Kerze und die Spritze.

Sobald das Teufelszeug, das ihm irre Träume versprach, ihn aber in Wahrheit mehr und mehr kaputt machte, in der Spritze war, band er sich den Oberarm mit einem Gummischlauch ab.

Der Blutstau ließ die Vene anschwellen. Chris Rhodes stach mit der Kanüle ein und ließ den Kolben langsam fahren.

Von dieser. Sekunde an überschwemmte das Rauschgift seinen Körper und seinen Geist. Er entspannte sich, lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück, genoß die Wirkung.

Er hatte die Mischung diesmal etwas härter gemacht, weil er gefühlt hatte, daß er heute mehr von dem Zeug brauchte als sonst, um vergessen zu können.

Bald nahm seine Nervosität ab. Er atmete ruhig, fühlte sich von Herzschlag zu Herzschlag besser.

Er gewann Abstand von seinen Problemen. Sie erschienen ihm nicht mehr so schlimm. Er wurde zuversichtlich, daß ihm der große Sprung vorwärts doch noch eines Tages gelingen würde.

Mit Gottes Hilfe…

Plötzlich stockte der Gedankenfluß des Malers. Gott hatte ihm bisher noch nicht geholfen. Von dem war bestimmt auch in Zukunft keine Hilfe zu erwarten.

Aber es gab noch jemanden, den man um Hilfe bitten konnte!

Natürlich. Warum hatte er noch nie daran gedacht? Der Teufel würde sich bestimmt zu einem kleinen Geschäft überreden lassen.

Rhodes besaß zwar nichts als seine Seele, aber gerade auf die war der Satan ja besonders scharf. Man sagte, daß der Höllenfürst nie genug von Menschenseelen bekommen konnte.

Rhodes wollte dem Teufel seine Seele anbieten. Asmodis konnte sie haben, wenn er ihm dafür zu ein bißchen Genialität verhalf.

Chris Rhodes erhob sich.

Mit bleiernen Füßen schlurfte er durch das Zimmer. Es fiel ihm schwer, zu denken. Das Heroin zauberte ihm ständig irgendwelche Trugbilder vor die Augen und entführte seinen Geist in irre Traumwelten.

Das Buch! dachte Chris Rhodes mühsam. Es ist hier irgendwo im Haus. Es fiel mir erst neulich in die Hände…

Es war ein Buch über Teufelsbeschwörung. Als Rhodes noch Geld ausreichend besaß, hatte er in einem Antiquariat gleich eine ganze Kiste alter Bücher gekauft.

Er hatte die Kiste auf den Dachboden gestellt und lange Zeit nicht angesehen. Erst kürzlich hatte er, als er krank gewesen war, in einigen alten Schmökern geblättert.

Jenes seltsame Buch war dabei gewesen.
Rhodes glaubte, sich erinnern zu können, daß er das Buch in den Schlafzimmerschrank gelegt hatte.
Er sah sofort nach. Tatsächlich, da lag es auf alten, zerschlissenen Hemden. In Schweinsleder gebunden. Mit Goldprägung.
WIE MAN DEN TEUFEL BESCHWÖRT stand darauf. Der Autor war unbekannt.
Ein brennendes Prickeln durchrieselte den süchtigen Maler. Dieses Buch schien ihm mit einemmal der Schlüssel zum lange ersehnten Erfolg zu sein.
Wenn es ihm gelang, einen Pakt mit dem Teufel zu schließen, hatte er ausgesorgt. Asmodis würde dafür sorgen, daß sein Name innerhalb kürzester Zeit weit über die Grenzen England hinaus bekannt sein würde.
Wie einen wertvollen Schatz preßte Rhodes das Buch an seine Brust. Er fragte sich, warum er erst heute auf den Gedanken gekommen war, den Teufel zu beschwören.
Er hätte sich viel Kummer ersparen können, wenn er es schon früher getan hätte.
Vor innerer Erregung bebend kehrte Chris Rhodes mit dem Buch ins Wohnzimmer zurück. Er setzte sich in einen Sessel, knipste die Stehlampe an und begann zu lesen.
Immer wieder verschwammen ihm die Buchstaben, denn er war ziemlich high. Aber er las weiter, denn er wollte wissen, was zu tun war, um den Teufel für seine Seele zu interessieren.
Mit Hilfe des Buches traf Rhodes die nötigen Vorbereitungen. Er entwickelte dabei einen Eifer, wie er ihn noch nie aufgebracht hatte.
Sobald die Vorbereitungen abgeschlossen waren, löschte er das elektrische Licht. Im Schein von Kerzen, die in einer bestimmten Anordnung aufgestellt waren, las Chris Rhodes dann die Beschwörungsformeln.
Sie waren in einer Sprache abgefaßt, die Rhodes nicht kannte. Manche Worte waren die reinsten Zungenbrecher.
Rhodes konnte nur hoffen, daß er sie richtig aussprach, sonst würde die Beschwörung wahrscheinlich nicht klappen.
Nachdem er die letzten Worte gesprochen hatte, sank er auf die Knie, wie es im Buch verlangt wurde.
Er senkte das Haupt und wartete.
Nichts geschah. Rhodes schluckte schwer. Er biß sich auf die Unterlippe. Hatte er irgend etwas falsch gemacht?
Hatte es einen Fehler bei der Vorbereitung gegeben? Oder während des Aufsagens der Beschwörungsformel? Wo war der Haken?
Rhodes' Enttäuschung wuchs von Sekunde zu Sekunde.
So sehr hatte er darauf gehofft, mit dem Teufel ins Geschäft zu

kommen, doch es hatte nicht funktioniert.
Vermutlich war das Rauschgift, das durch seine Adern jagte, daran schuld. Er hoffte, den Mut zu einer neuerlichen Beschwörung aufzubringen, wenn er wieder bei klarem Verstand war.
In dem Augenblick, wo Chris Rhodes sich erheben wollte, vernahm er plötzlich ein geisterhaftes Knistern im Raum.
Rhodes stockte der Atem.
Klappte es nun doch?
Vage glaubte er, erkennen zu können, daß hinter dem Kerzenschein die Luft flimmerte. Sekunden später wußte er mit absoluter Sicherheit, daß außer ihm noch jemand im Raum war.
Er nahm eine Bewegung wahr.
Aus dem Nichts trat auf einmal jemand hervor!
Eine hagere Gestalt, die schwarze Kleidung trug. Chris Rhodes blieb beim Anblick des Unheimlichen die Luft weg.
Das war nicht der Teufel, der ihm gegenübertrat. Von vielen Gemälden her kannte Rhodes die zahlreichen Gestalten, derer sich der Höllenfürst bediente, wenn er sich den Menschen zeigte.
Dies hier mußte jemand anders sein.
Ein Dämon!
Rhodes begann vor Furcht zu zittern und zu schwitzen. Er glaubte, einen gefährlichen Fehler gemacht zu haben. Wenn er eines der fremden Worte während der Beschwörung falsch ausgesprochen hatte, konnte das Ganze einen anderen Sinn bekommen haben.
Dann war die Beschwörung nicht mehr an den Teufel, sondern an jemand anders gerichtet…
Der Unheimliche trat näher.
Chris Rhodes schauderte. Ein grauenerregender schwarzer Totenschädel grinste ihn an. Helle Augen leuchteten aus den Höhlen. Ihr Blick bohrte sich in die Augen des Malers.
Er rang nach Luft und nach Fassung. Plötzlich hoffte er, daß diese Erscheinung nur ein Gebilde seiner rauschgiftverseuchten Fantasie war.
»Wer… wer bist du?« fragte er krächzend.
Würde seine Fantasie so weit gehen, den Unheimlichen antworten zu lassen?
»Du hast den Teufel beschworen«, sagte die grauenerregende Erscheinung.
»Ich… ich muß einen Fehler gemacht haben.«
Der Schreckliche schüttelte den Totenschädel. »Es war alles richtig.«
»Aber du bist nicht der Satan.«
»Ich bin die rechte Hand des Teufels. Man nennt mich den Schwarzen Tod!« sagte der Dämon. »Asmodis hat keine Zeit für dich. Ich bin ermächtigt, in seinem Namen zu verhandeln. Was willst du?«

»Ich bin ein armes Schwein. Ich habe dieses Leben satt. Ich möchte aus der Masse der Anonymität endlich herausragen. Ich möchte, daß mich die Menschen bewundern, zu mir aufschauen, mich bestaunen und beneiden. Ich möchte vital sein, reich sein und Erfolg haben. Ich möchte keine mittelmäßigen Bilder mehr malen, sondern Meisterwerke. Die Welt soll mich als begnadeten Künstler anerkennen. Kannst du mir alle diese Wünsche erfüllen?«

»Natürlich. Das ist kein Problem. Ich könnte dich darüber hinaus auch unsterblich machen. Ein ewiges Leben in völliger Gesundheit. Wie würde dir das gefallen?«

»Oh, es wäre herrlich.«

»Was hättest du als Gegenwert dafür zu bieten?« fragte der Schwarze Tod.

Chris Rhodes hob die Schultern. »Ich besitze nur meine Seele.«

»Das ist nicht viel.«

»Mehr habe ich nicht.«

»Wenn man bedenkt, daß ich dir Genialität und ewiges Leben verleihe… Das Talent, zu dem ich dir verhelfen könnte, wäre einmalig auf der Welt, noch nie dagewesen«, sagte der Schwarze Tod.

Rhodes' Augen funkelten. »Ja, das würde mir gefallen.«

»Mit deiner Seele allein wären meine Leistungen aber schlecht bezahlt«, sagte der Schwarze Tod.

»Was möchtest du sonst noch…?«

»Du könntest mir einen großen Gefallen erweisen.«

Chris Rhodes nickte hastig. »Jeden!« beeilte er sich zu sagen. »Jeden! Sag, was ich tun soll, ich werde es für dich erledigen.«

Die Stimme des Dämons wurde blechern. »Sorge dafür, daß Oberinspektor John Sinclair stirbt!«

»Dafür verbürge ich mich!« sagte Rhodes.

Abermals flimmerte die Luft, und dann materialisierte ein bleiches Skelett. »Er ist von nun an dein Diener. Du kannst ihm jeden Befehl erteilen. Er wird ihn unverzüglich ausführen.«

»Sinclair wird sterben!« sagte Chris Rhodes ernst. »Das verspreche ich dir.«

***

Sheila und Bill Conolly hatten mich zum Abendessen eingeladen. Nachdem sie mich wie eine Weihnachtsgans gemästet hatten, mußte ich ihren Sherry probieren.

Und hinterher hätte es noch Vanilleeis mit flambierten Sauerkirschen geben sollen, aber da streikte ich.

»Mein Bentley ist kein Tieflader«, sagte ich lachend. »Wenn ich noch etwas esse, besteht die Gefahr, daß die Achsen brechen.«

Die blonde Sheila lachte. »Jetzt übertreibst du aber, John. Du bist

rank und schlank. Bei dir besteht niemals die Gefahr, daß du dick wirst.«

Dafür sorgen schon die Geister und Dämonen, gegen die ich ständig zu kämpfen habe, dachte ich.

Bill gab mir eine Zigarette. Wir rauchten, während Sheila nach oben ging, um nach Klein-Johnny, ihrem Stammhalter, zu sehen.

Ich war eine Stunde vor dem Abendessen gekommen, hatte dem Jungen einen Plüschhasen mitgebracht und mich mit ihm so lange herumgebalgt, bis er völlig erschöpft gewesen war.

Bevor Sheila uns zu Tisch gebeten hatte, hatte sie den Kleinen noch schnell zu Bett gebracht, damit wir unser Abendmahl ungestört verzehren konnten.

»Ich bin ganz verrückt nach dem Jungen«, sagte ich zu Bill.

Dieser grinste. »Du hast Jane. Warum schaffst du dir nicht auch einen an?«

»Du spinnst ja«, sagte ich und senkte den Blick.

Heiraten. Eine Familie gründen. Das war für mich nicht drin. Jeder Tag brachte neue Gefahren für mich. Solange ich frei und ungebunden war, brauchte ich auf niemanden Rücksicht zu nehmen.

Ich konnte mich voll einsetzen. Mein gefährlicher Job verlangte den ganzen Mann.

Ohne vollsten Einsatz wäre ich sehr bald schon unter die Räder gekommen. Nein, auf Familienglück mußte ich verzichten.

Man kann im Leben nicht alles haben. Jane Collins, meine Freundin, und ich hatten uns mittlerweile damit abgefunden.

Sheila kehrte zurück.

»Schläft Johnny schon?« fragte Bill. Er war ein besorgter, vorbildlicher Vater.

Sheila nickte. »Er hält Johns Plüschhasen so fest, daß man ihm nicht wegnehmen kann.«

Ich blieb noch eine halbe Stunde. Dann sagte ich, daß es für mich allmählich Zeit würde, nach Hause zu fahren. »Du warst eine ganz bezaubernde Gastgeberin«, lobte ich Sheila. Welche Hausfrau hört das nicht gern? Bei Sheila war es obendrein auch noch die Wahrheit. »Und mit deinen Kochkünsten hast du dich wieder einmal selbst übertroffen.«

»Es geschah nicht ohne Hintergedanken«, erwiderte Sheila lächelnd. »Du solltest nur mal wieder sehen, daß es dem Ehemann Bill nicht schlechter geht als dem Junggesellen John.«

»Es geht ihm sogar besser als mir«, sagte ich überzeugt, obwohl ich wußte, daß Bill manchmal ein wenig seiner Junggesellenzeit nachtrauerte.

Nicht, daß er mit Sheila nicht glücklich gewesen wäre. Das war er bei Gott nicht. Bill vermißte nur das abenteuerliche Leben, das wir

zusammen vor seiner Ehe geführt hatten.

Damit war es im großen und ganzen nun vorbei.

Sheila wollte nicht, daß er an meiner Seite weiterhin Kopf und Kragen riskierte. Ich konnte das verstehen. Und Bill respektierte die Meinung seiner hübschen Frau zumeist.

Nur ganz selten wurde er rückfällig. Ein Kater kann das Mausen eben doch niemals ganz lassen.

»Darf ich noch einen Blick auf den Jungen werfen, bevor ich gehe?« fragte ich.

»Selbstverständlich«, sagte Sheila.

Sie begleitete mich hinauf und öffnete behutsam die Tür des Kinderzimmers. John – die Conollys hatten ihn nach mir getauft – schlief tief und fest.

Seine kleinen Arme waren um das Plüschtier geschlungen, als wollte er sich nie mehr davon trennen.

»Wie ein Engel sieht er aus«, sagte ich leise.

Sheila seufzte. »Manchmal kann der Engel aber auch ein Bengel sein.«

»Hör mal, er ist ein Junge und kein Mädchen. Jungen müssen…«

Sheila winkte ab. »Du wirst immer eine Entschuldigung haben, John. Für alles, was der Kleine anstellt.«

Ich hob die Schultern. »Tja. Ich kann eben nicht anders.«

Sheila schloß die Tür.

Ich verließ das Haus meiner Freunde.

Wenn sich der Wille des Bösen erfüllen sollte, würde ich Sheila, Bill und Klein-John nie mehr wiedersehen.

Doch als ich mich in meinen silbermetallicfarbenen Bentley setzte, hatte ich noch keinen blassen Schimmer von den neuen Intrigen, die der Schwarze Tod, mein Supergegner, gegen mich in die Wege geleitet hatte…

***

Chris Rhodes saß mit glasigen Augen im Sessel. Er starrte die gegenüberliegende Wand an. Fassungslos und ungläubig war er.

Was war das vorhin gewesen? Ein Traum? Wirklichkeit? Das Hirngespinst eines Süchtigen?

Er hatte höllischen Besuch gehabt. Vom Schwarzen Tod, der sich die rechte Hand des Teufels genannt hatte.

Sie hatten einen Pakt geschlossen. In Wirklichkeit oder nur im Traum? Der Schwarze Tod hatte versprochen, aus ihm, Rhodes, ein Genie zu machen, wie es auf der Welt noch nicht eines gegeben hatte.

Hatte Rhodes’ Wunschtraum auf diese Weise Gestalt angenommen? Der magere Maler wagte nicht zu hoffen, daß alle seine Wünsche in Erfüllung gehen würden.

Er hatte Angst vor einer neuerlichen Enttäuschung.

Chris Rhodes horchte in sich hinein. Seit Jahren hatte er sich nicht mehr so gut gefühlt. War das Rauschgift daran schuld?

Er erhob sich, fühlte sich voller Spannkraft und Vitalität. Er glaubte, Bäume ausreißen zu können.

Er war von einem unbändigen Tatendrang beseelt. So etwas hatte er schon lange nicht mehr verspürt. Eine neue, noch nie dagewesene Schaffenskraft durchpulste ihn.

Es drängte ihn an die Staffelei. Er spürte den unbändigen Drang in sich, etwas Großartiges zu schaffen.

Rhodes eilte aus dem Zimmer.

Er schlüpfte in seinen von Farbklecksen übersäten Malerkittel, stellte eine gerahmte Leinwand auf die Staffelei und begann wie besessen zu malen.

Er merkte sofort, daß er wesentlich empfindsamer als sonst arbeitete. Er mischte die Farben auf eine Weise, wie er es nie zuvor getan hatte. Er hatte plötzlich ein ungeheures Einfühlungsvermögen in sein Werk.

Noch nie hatte er bei der Arbeit so viel empfunden. Und der Pinsel tanzte fast von selbst über die Leinwand. Jeder Strich saß besser als je zuvor. Eine wahrhaftige Genialität erfüllte den Künstler.

Sein Herz trommelte aufgeregt gegen die Rippen.

Geschafft!

Er hatte es endlich geschafft. Bald würde sein Name in aller Munde sein.

Ganz England würde von ihm sprechen.

Man würde ihm seine Bilder aus den Händen reißen. Er würde Irrsinnssummen dafür verlangen können, und man würde diese Summen bezahlen.

Jetset. Reisen. Wohlstand und Reichtum. Alles das würde nun auf ihn zukommen. Schöne Frauen würden ihn anhimmeln und ihm nachlaufen. Er würde aus den Schönsten der Schönen wählen können.

Ein Traum war Wirklichkeit geworden.

Aufgeregt legte Chris Rhodes den Pinsel weg. Er war von dem, was er in kurzer Zeit gemalt hatte, überwältigt. Die Höllenmacht hatte seine Hand geführt.

Er war ihr zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet.

Rhodes wandte sich langsam um. Er erinnerte sich, daß ihm der Schwarze Tod einen Diener überlassen hatte.

Kaum hatte er daran gedacht, da öffnete sich schon die Tür. Klappernd und knarrend trat das bleiche Skelett ein.

»Hast du irgendeinen Wunsch, Herr?« fragte der Knochenmann.

Chris Rhodes zuckte erschrocken zusammen. Er mußte sich an den Anblick dieses ungewöhnlichen Lakaien erst gewöhnen.

»Wie heißt du?« fragte er den Knochenmann mit heiserer Stimme.

»Ich habe keinen Namen, Herr.«
»Ich werde dich Jacko nennen«, entschied Chris Rhodes.
»Wie du willst, Herr.«
»Der Schwarze Tod sagte, du würdest jeden meiner Befehle ausführen, ist das wahr?«
»Prüfe es, Herr.«
Rhodes kniff die Augen zusammen. Sein Mund war nur noch ein dünner Strich, als er lauernd fragte: »Würdest du auch jemanden für mich töten, Jacko?«
Der Knochenmann nickte. »Jederzeit. Du brauchst es mir nur zu befehlen, Herr.«
Der Maler bleckte die Zähne. Eiskalt wurde sein Blick. Er hatte die Absicht, Jacko noch in dieser Nacht zu testen…

***

Ich hätte sie fast nicht erkannt, obwohl wir seit einer Ewigkeit miteinander befreundet waren. Fast wäre ich an ihr vorbeigegangen.
Doch dann gab es mir einen Riß, und ich blieb abrupt stehen.
Freunde, war das ein Schock für mich!
Jane Collins schien kopfüber in einen Topf mit roter Farbe gestürzt zu sein.
Es leuchtete wie ein Steppenbrand. Damit lief Jane garantiert Gefahr, daß jemand aufgeregt einen Eimer Wasser packte und ihn ihr über die Frisur kippte, um das schreckliche Feuer, das auf ihrem Kopf wütete, zu löschen.
Wir begegneten einander in der Tiefgarage des Hauses, in dem ich wohne. Ich kam gerade von meinem Wagen. Jane Collins wollte gerade zu ihrem Wagen.
Wie gesagt, ich wollte an ihr vorbeigehen, ohne sie zu beachten. Aber dann registrierte ich etwas an ihrem Gang, das mir vertraut war.
Deshalb hob ich den Blick. An den Augen erkannte ich sie dann. Die junge Privatdetektivin lächelte mich belustigt an.
»Du hast es aber eilig, nach Hause zu kommen. Leider bist du ein paar Minuten zu spät dran. Die Kontrolle war bereits da. Sie hat dich in deinem Apartment nicht angetroffen. Darf man fragen, wo du dich herumgetrieben hast, Geisterjäger?«
»Ich war bei Sheila und Bill. Sie hatten mich zum Abendessen eingeladen«, gab ich benommen zurück.
Ich starrte unentwegt Janes neue Frisur an. Sie war ein Tiefschlag für mein natürliches Farbempfinden.
Jane lachte. »Was ist? Warum siehst du mich so entgeistert an? Magst du es nicht, wenn ich unangemeldet bei dir aufkreuze? Mir war plötzlich nach dir zumute. Ich hatte zu Hause das Gefühl, die Wände würden mich erdrücken. Also setzte ich mich in meinen VW und fuhr

hierher. Ich war ein bißchen enttäuscht, als mir auf mein Klingeln niemand öffnete.«

Ich war immer noch geschockt.

»Suko ist auch nicht zu Hause«, sagte Jane.

»Er ist bestimmt bei Shao, seiner chinesischen Freundin«, erwiderte ich heiser.

»Willst du mich nicht auf einen Drink einladen?« fragte mich Jane schmunzelnd. »Wie lange sollen wir noch in dieser häßlichen Garage stehen?«

Ich setzte mich mit mechanischen Schritten in Bewegung. Stumm fuhr ich mit Jane im Lift nach oben.

Nachdem wir uns in meinem Apartment befanden, fragte ich: »Darf ich eine Bitte aussprechen, Jane?«

Die Detektivin – von mir einst als die hübscheste Privatdetektivin der Welt bezeichnet, heute ein Girl, bei dessen Anblick mir kalte Schauer über den Rücken jagten – nahm auf dem Sofa Platz.

Sie breitete die Arme aus und erwiderte: »Heute bin ich in einer großartigen Stimmung, John. Du darfst mich um alles bitten. Ich werde es dir erfüllen.«

Ich holte tief Luft und sagte hoffend: »Nimm bitte diese scheußliche Perücke ab.«

Ich sah, wie Jane zusammenzuckte. Da begriff ich, daß es sich um keine Perücke handelte, womit sie drauf und dran war, öffentliches Ärgernis zu erregen.

Es war ihr eigenes Haar. Sie hatte es sich färben lassen. Ich konnte nicht begreifen, wie sie so etwas Entsetzliches hatte tun können.

»Warum kränkst du mich, John?« fragte Jane Collins verstimmt.

»Ich hatte wirklich nicht die Absicht, Jane…«

»Ich war beim Frisör…«

»Du weißt, ich hasse normalerweise Gewalt, aber diesen Mann gehören beide Hände amputiert.«

»Diese Haarfarbe ist die neueste Mode.«

»Wer hat sie kreiert? Ein Brandstifter? Jane, du hattest die herrlichste Haarfarbe, die es geben kann. Dein blondes Haar war ein Traum. Es erinnerte an reifen Kansas-Weizen. Wie konntest du diesen Traum nur so brutal zerstören?«

»Mein Gott, du tust ja gerade so, als wenn wegen diesem bißchen roter Farbe die Welt einstürzen würde«, sagte Jane.

»Nun, sie stürzt vielleicht nicht gleich ein«, gab ich zurück. »Aber ich spüre deutlich, wie sie unter meinen Füßen bebt.«

Jetzt wurde Jane ärgerlich. Sie stand auf und funkelte mich mit den Augen, an denen ich sie wiedererkannt hatte, zornig an.

»Darf ich auf einmal nicht mehr selbst entscheiden, welche Haarfarbe und welche Frisur ich tragen möchte?«

»Doch. Natürlich darfst du das. Aber mußt du deine Umwelt deshalb gleich damit erschrecken?«

Jane Collins griff sich ihre Handtasche. Ich hatte sie offenbar schwer beleidigt. Eiskalt sagte sie: »Ich glaube, es war ein Fehler, hierherzukommen. Vielleicht sehe ich ein andermal vorbei, wenn du besserer Laune bist.«

Bevor ich sie davon abhalten konnte, zu gehen, war sie bereits draußen und knallte die Tür hinter sich zu.

Es hörte sich wie ein Salutschuß an.

Effektvoller Abgang.

***

»Jetzt reicht's mir aber!« stieß Tim Tylor ärgerlich hervor. Er legte das Geld für die Drinks auf den Tisch und erhob sich abrupt.

Lucille Donat schaute verwirrt zu ihm hoch.

Die beiden befanden sich in einer kleinen, überfüllten Diskothek in der Nähe des Regent's Park.

»Was regt dich denn plötzlich so auf?« fragte Lucille erstaunt. Sie hatte langes schwarzes Haar, in der Mitte gescheitelt. Die Wangenknochen waren hoch angesetzt. In ihren grünen Augen leuchtete ein leidenschaftliches Feuer. »Erklär mir, wieso du plötzlich an die Decke gehst, Tim!«

Tylor, ein blonder Bursche im verwaschenen Jeansanzug, nickte wütend. »Das will ich dir gern erklären, meine Liebe! Ich hab's satt, immer nur zu hören: ›Chris hat dies gesagt… Chris hat das getan… Chris hatte dazu diese oder jene Meinung…‹ Das kotzt mich an. Ich dachte, du hättest mit ihm Schluß gemacht. Ich habe geglaubt, mit diesem Kapitel wäre es zu Ende. Aber Chris Rhodes spukt nach wie vor in deinem Kopf herum.«

»Verstehst du das denn nicht, Tim?« entgegnete Lucille und erhob sich ebenfalls. »Ich war drei Jahre mit diesem Mann zusammen…«

»Er hätte dich zugrunde gerichtet, wenn du ihn nicht verlassen hättest. Wieso kannst du diesen Bastard nicht vergessen?«

»Sprich nicht so über Chris!«

»Ich nenne das Kind beim Namen, und du weißt das!«

»Ich habe ihn eine Zeitlang geliebt. Jedenfalls glaubte ich, daß es Liebe war. Ich wußte erst, daß ich mich geirrt hatte, als ich dir begegnete.«

»Ach, laß mich doch damit in Ruhe!«

Die Leute an den Nebentischen hörten sich den Streit grinsend an. Als Tim Tylor das merkte, wurde er puterrot.

Er machte auf den Hacken kehrt und stürmte davon. Er machte sich nicht gern lächerlich. Mit grimmiger Miene verließ er die Diskothek.

Auf dem unbeleuchteten Parkplatz stand zwischen vielen anderen

Wagen Tylors schwarzer Cortina. Er schloß den Wagenschlag auf.

»Tim!« hörte er Lucille Donat rufen.

Trippelnde Schritte. Sie lief ihm nach.

»Autsch!« rief sie plötzlich. Sie war mit ihrem Stöckelschuh umgekippt und hatte sich den Knöchel verknackst. Ihr Gesicht verzerrte sich. Sie humpelte ächzend weiter.

Tim Tylor wollte sich in seinen Wagen setzen.

»Tim, so warte doch!« rief Lucille.

Er blieb also stehen.

»Tim, warum streiten wir uns? Du weißt, daß ich das nicht ertragen kann. Ich liebe dich, Tim. Nur dich. Wie oft muß ich dir das noch sagen? Warum glaubst du mir nicht? Was zwischen Chris und mir gewesen ist, ist vorbei.«

»Ich will diesen Namen nicht mehr hören!« herrschte Tim Tylor seine Freundin an. »Er hängt mir zum Hals heraus!«

»Okay. Okay, Tim, ich werde mich bemühen, den Namen nicht mehr zu erwähnen. Sei bitte nicht mehr wütend. Du weißt, daß mir das wehtut. Wir beide gehören zusammen. Streit ist etwas Häßliches. Wir sollten ihn vermeiden. Komm, Tim. Nimm mich in deine Arme. Küß mich. Und dann wollen wir den Ärger schnell vergessen. Einverstanden?«

Hölzern ergriff Tim Tylor das hübsche Mädchen. Er zog sie an sich. Brummig fragte er: »Ist es schlimm mit deinem Knöchel? Tut es arg weh?«

»Jetzt nicht mehr«, erwiderte Lucille Donat. Sie bot ihm ihre Lippen und er küßte sie leidenschaftlich.

Beim Einsteigen war er ihr fürsorglich behilflich. Er klappte die Beifahrertür auf und lief dann um den Wagen herum.

Er startete die Maschine und ließ den schwarzen Cortina anrollen.

Die Fahrt dauerte nicht einmal zehn Minuten. Lucille glitt zu Tim hinüber und küßte ihn zum Abschied. Sie wünschte ihm eine gute Heimfahrt.

»Wird es gehen – mit dem Knöchel meine ich«, sagte Tim Tylor. »Oder soll ich dich ins Haus bringen?«

Lucille schüttelte den Kopf. »Nicht nötig. Ich schaffe das schon. Ich brauche bloß die Zähne zusammenzubeißen. Rufst du mich morgen an?«

»Wie abgemacht.«

»Gute Nacht, Tim.«

»Gute Nacht, Lucille. Träum was Schönes.«

»Ich werde von dir träumen«, sagte Lucille Donat, löste sich von ihrem Freund und stieg aus. Die Schmerzen im Knöchel waren auszuhalten. Lucille riß sich zusammen.

Tim Tylor fuhr noch nicht weiter. Wenn er Lucille Donat spätabends

nach Hause brachte, dann wartete er immer, bis sie oben in ihrer Wohnung im ersten Stock das Licht anmachte.

Lucille sperrte das Haustor auf. Sie winkte Tim und betrat dann das Haus. Nun hinkte sie doch ein wenig. Tim konnte es nicht mehr sehen.

Sie schimpfte im Geist über die Schuhe und faßte den Entschluß, sie nie mehr anzuziehen. Gleichzeitig wußte sie aber, daß sie diesen Entschluß spätestens in einem Monat vergessen haben würde.

Es dauerte diesmal ein bißchen länger. Bis sie den ersten Stock erreichte. Sie schob den Yale-Schlüssel ins Schloß, drehte ihn zweimal herum und trat gleich darauf ein.

Lucille knipste die Dielenbeleuchtung an und begab sich ins Wohnzimmer, um auch da Licht zu machen.

Kaum hatte sie das getan, da sprang sie das nackte Grauen wie ein reißendes Tier an. Sie traute ihren Augen nicht, zweifelte an ihrem Verstand.

Denn vor ihr stand… ein Skelett. Grausam grinste der Totenschädel sie an. Und mit hohler Stimme sagte der Knochenmann: »Ich soll dir einen letzten Gruß von Chris Rhodes bestellen!«

***

Ich tippte zum sechstenmal Jane Collins’ Nummer in den Apparat. Ein Dutzendmal ließ ich es läuten. Jane hob nicht ab.

Ich wollte mich entschuldigen. Ich hatte kein Recht, Jane Vorschriften zu machen. Sie war ein freier, unabhängiger Mensch.

Und wenn sie sich die Haare grün färben ließ, mußte mir das auch recht sein. Ich ließ mir von ihr ja auch nicht sagen, wie lange ich das Haar tragen dürfe.

Ich hatte eingesehen, daß ich einen Fehler gemacht hatte, daß ich über das Ziel hinausgeschossen hatte. Und ich wollte die leidige Sache noch heute aus der Welt schaffen.

Es war mir unangenehm, wenn Jane böse auf mich war. Das erfüllte mich mit einem gewissen Unbehagen.

Nach dem zwölften Klingelzeichen ließ ich den Hörer auf die Gabel fallen und ging in mich. War das, was ich Jane gesagt hatte, wirklich so schlimm gewesen?

Ich nahm mir ehrlich vor, mich an die neue Haarfarbe meiner Freundin zu gewöhnen. Irgendwie würde ich das schon schaffen. Der Mensch kann sich an alles gewöhnen, wenn er es nur ernsthaft genug will.

Ich vermutete, daß Jane ein paar Kissen auf den Apparat gelegt hatte, um das Läuten nicht zu hören.

»Morgen«, murmelte ich. »Morgen ist auch noch ein Tag.«

Ich nahm einen Drink und rauchte eine Zigarette.

Dann war es Zeit für mich, zu Bett zu gehen.

Ich entkleidete mich und begab mich ins Bad. Duschen, Zähne putzen…

Hinterher warf ich einen kritischen Blick in den Spiegel und betrachtete meine Züge.

Ich war zwar der jüngste Oberinspektor von Scotland Yard, aber der Kampf gegen die Sendboten der Hölle – der ständig die Neuauflage erlebte – hatte mich reif und abgeklärt gemacht. Plötzlich war mir, als würde mir aus dem Spiegel nicht mehr mein Konterfei entgegensehen.

Ich gewann den Eindruck, ein Fremder würde mich ansehen. Ein anderer Mensch starrte mich an. Böse. Feindselig. Dieser Mann, der nicht ich war, haßte mich aus tiefster Seele.

Was hatte das zu bedeuten?

Ein grausamer Ausdruck funkelte mir aus den Augen meines Gegenübers entgegen. Seine Lippen wurden hart. Das Gesicht verzerrte sich zu einer furchterregenden Grimasse.

Das war nicht ich.

Das war nicht mehr John Sinclair.

Das Antlitz meines Gegenübers veränderte sich nun stärker und schneller. Die Haut des Spiegelbildes wurde welk. Sie bekam unzählige Runzeln und Falten.

Sie trocknete ein. Der Kopf mumifizierte. Mein Magen krampfte sich unwillkürlich bei diesem makabren Schauspiel zusammen. Ich hatte ein Würgen im Hals. Die Veränderung meines Gegenübers war noch nicht abgeschlossen.

Das trockene Fleisch fiel von den Knochen ab. Innerhalb weniger Sekunden hatte ich einen grauenerregenden Totenschädel vor mir. Einen schwarzen Totenschädel mit hellen Augen!

Ich erkannte mein Gegenüber sofort wieder. Zu oft war ich diesem grausamen Dämon schon begegnet.

Aus dem Spiegel heraus starrte mich der Schwarze Tod an!

Schon seit Jahrhunderten geisterte er durch die Legenden und Sagen der Völker. Er hatte zwei ganze große Ziele: Er wollte mich vernichten und die Wege für die Mächte der Finsternis ebnen.

Immer wieder gerieten wir hart aneinander. Immer wieder ließen sich mein Supergegner neue Teufeleien einfallen, um mich zur Strecke zu bringen.

Gottlob hatte er damit trotz eifrigsten Bemühens noch keinen Erfolg gehabt.

»John Sinclair!« hallte seine mächtige Stimme in dem kleinen Raum. »Bereite dich auf dein Ende vor. Es wird dich schneller ereilen, als du denkst. Es ist bereits alles in die Wege geleitet. Schließ ab mit deinem Leben! Sag deinen Freunden ade! Schon bald wird deine Seele mir gehören und in meiner persönlichen Begleitung den langen Weg ins Jenseits antreten!«

Wut wallte in mir hoch.

Ich riß meinen Bademantel auf, legte das geweihte Silberkreuz frei, in der Hoffnung, das Gesicht des Schwarzen Todes auf dem Spiegel fixieren zu können.

Der Dämon wußte von der großen Kraft, die sich in meinem Kruzifix befand. Er machte sich deshalb blitzschnell aus dem Staub.

Sein schallendes Lachen dröhnte mir noch in den Ohren, als er längst schon verschwunden war und mir aus dem Spiegel wieder jener Mann entgegensah, dessen Gesicht mir von jeher so vertraut war wie kein anderes…

***

Tim Tylor sah das Licht in Lucille Donats Wohnung aufflammen und wollte die Heimfahrt fortsetzen. Da vernahm er plötzlich einen grellen Schrei, der ihm das Blut in den Adern gerinnen ließ.

Lucille hatte diesen Schrei ausgestoßen!

In größter Todesangst!

Tim schnellte aus dem Cortina. Wieder kreischte Lucille. Sie mußte von jemandem in ihrer Wohnung überfallen worden sein.

Tim Tylor blickte entsetzt zum ersten Stock hinauf. An der Gebäudefassade gab es sechs Balkone. Jede Wohnung hatte einen. Auch die Wohnung im Erdgeschoß.

Darauf rannte Tim zu.

Nach einem federnden Sprung stand er auf dem schwarz lackierten Balkongeländer. Nun streckte er die Arme nach oben. Seine Finger kriegten das Gestänge des nächsten Balkons zu fassen.

Ein Klimmzug.

Schon flankte Tim Tylor über die grauen Eternitplatten, mit denen Lucilles Balkon abgedeckt war.

Die Tür, die ins Wohnzimmer führte, war geschlossen. Lucille Donats Schreie waren durch das halb offene Wohnzimmerfenster gedrungen.

Tim überlegte nicht lange. Er riß das rechte Bein hoch, rammte den Schuhabsatz gegen das Glas der Balkontür, riß sich die Jeans an den Splittern auf, schlug die Glasscherben aus dem Rahmen und schlüpfte durch diesen in den dahinterliegenden Raum.

Mit einer hektischen Handbewegung fegte er die Gardine zur Seite.

Und dann glaubte er, der Schlag würde ihn treffen. Der Kerl, der Lucille Donat in ihrer Wohnung aufgelauert hatte, war kein Mensch, sondern ein klapperndes Skelett.

Verrückt war das, aber es passierte in diesem entsetzlichen Augenblick tatsächlich. Der Knochenmann umklammerte Lucilles Kehle mit seinen Skelettfingern.

Das Mädchens lehnte an der Wand. Es hatte keine Chance gegen diesen knöchernen Teufel. Lucille wehrte sich nicht mehr.

Schlaff hingen ihre Arme herab. Die Augen traten weit hervor. Es ging mit ihr zu Ende.

»Neiiin!« schrie Tim Tylor wie auf der Folter. Er hetzte durch den Raum und warf sich auf den Knochenmann.

Er packte den unheimlichen Mörder. Verzweifelt wollte er ihn von Lucille Donat wegzerren. Er hieb wie von Sinnen auf den Schädel des Skeletts ein. Aber all seine Anstrengungen waren vergebens.

Er war nicht imstande, Lucilles Leben zu retten.

Tim trat nach den Beinen des Schrecklichen. Er versuchte, sie ihm wegzusicheln. Auch das schaffte er nicht. Doch Tim gab nicht auf. Er attackierte Jacko so lange, bis dieser die Geduld verlor.

Blitzschnell schlug der Knochenmann aus der Drehung heraus zu.

Der Treffer raubte Tim Tylor augenblicklich die Besinnung. Wie ein gefällter Baum fiel er um. Als er auf dem Teppichboden aufschlug, wußte er bereits nichts mehr von sich und davon, welches Grauen sich in dieser Wohnung abspielte.

***

Ganz plötzlich war er wieder wach.

Aber er wußte nicht, wo er sich befand und was geschehen war. Er lag auf dem Rücken und starrte direkt in das Licht des Lüsters. In seiner linken Schläfe setzte ein pochender Schmerz ein.

Mit verzerrtem Gesicht tastete Tim Tylor mit beiden Händen nach seinem Kopf. Er ächzte leise und versuchte sich aufzusetzen.

Lucille!

Der Name war plötzlich in seinem Gehirn und löste in ihm einen schweren Schock aus. Plötzlich konnte er sich wieder an jede Einzelheit erinnern.

Lucille. Das Skelett. Der Knochenmann hatte das Mädchen gewürgt. Er, Tim, hatte sich auf das Scheusal gestürzt und…

Wo war Lucille?

Mit einem jähen Ruck setzte sich Tim Tylor auf. Ihm war, als würde sich eine Eishand um sein Herz schließen.

Großer Gott, dort lag Lucille. Lag mit verrenkten Gliedern auf dem Boden, rührte sich nicht, atmete nicht mehr.

»Lucille!« stieß Tim verzweifelt hervor.

Er kroch auf allen vieren zu dem toten Mädchen. Zitternd starrte er sie an. Er war fassungslos. Lucille! Seine Lucille lebte nicht mehr, war ermordet worden von einem Knochenwesen, das es gar nicht geben durfte.

Tränen traten Tim in die Augen.

Zaghaft nahm er Lucille in seine Arme. Verzweifelt schüttelte er den Kopf. Seine Tränen fielen auf ihr bleiches Gesicht.

Er konnte das alles nicht verstehen. Es war so ungeheuerlich für ihn,

daß er glaubte, in einen Alptraum geraten zu sein.

Aber das tote Mädchen in seinen Armen war Realität. Eine Wirklichkeit, mit der er nicht fertig werden konnte.

Er war in seinem ganzen Leben noch nie so ratlos gewesen. Er wußte nicht, was er tun sollte. Lucille konnte er nicht mehr helfen.

Gab es sonst noch etwas, das er tun konnte? Erschüttert bettete er Lucille Donats Kopf neben sich. Dann stand er auf.

Ihm war übel. Das kam von der furchtbaren Aufregung. Ihm war schwindelig. Das kam vom Niederschlag. Immer noch hämmerte es schmerzhaft in seiner Schläfe.

Er wankte ins Bad und übergab sich. Während er die Spülung betätigte, schoß ihm durch den Kopf, daß der Knochenmann sich immer noch in Lucilles Wohnung aufhalten konnte.

Eiskalt wurde ihm bei dieser Idee.

Er verließ das Bad und warf in sämtliche Räume einen hastigen Blick. Von dem grauenvollen Spuk keine Spur mehr.

Aber Tim Tylor atmete nicht auf, denn im Wohnzimmer lag seine tote Freundin, die niemand mehr lebendig machen konnte. Diese schwere Last drohte ihn fast zu erdrücken.

Wieso? fragte er sich. Wieso ist das passiert? Warum mußte Lucille auf diese schreckliche Weise, warum mußte sie sterben? Woher kam die Knochenbestie? Wer hatte sie geschickt?

Im Wohnzimmer lehnte sich Tim Tylor an die Wand. Er befürchtete, noch einmal ohnmächtig zu werden. Wie erschlagen kam er sich vor.

Sein Blick mied die Leiche. Zu sehr schmerzte ihn ihr Anblick. Er schaute starr auf das Telefon, ohne zu denken.

Seine Gedanken waren irgendwo. Als sie nach einer Weile zurückkehrten, wußte er, daß er nun die Polizei anrufen mußte.

Bevor er jedoch telefonierte, nahm er sich einen dreifachen Scotch. Er leerte das Glas in einem Zug und wartete auf die Wirkung des Alkohols.

Sie war minimal. Aber sie half ihm doch einigermaßen, den schlimmen Schock zu überwinden. Er bedauerte, mit Lucille in der Diskothek gestritten zu haben. Zwei Menschen, die sich lieben, sollten niemals streiten. Das Leben ist so kurz.

Manchmal zu kurz…

Mit zitternder Hand ergriff Tim den Hörer. Er schloß die Augen und sammelte sich. Deutlich merkte er, wie er innerlich bebte.

Langsam öffnete er die Augen wieder.

Und dann wählte er die Nummer von Scotland Yard.

***

»Wie oft muß ich es Ihnen noch sagen: Ich habe Lucille Donat nicht getötet!« brüllte Tim Tylor tags darauf im Büro von Inspektor Hywood

Harris.

Harris war ein im Dienst ergrauter Beamter. Clever. Verbissen. Hartnäckig. Wenn er einen Täter verhörte, konnte er diesen zur Verzweiflung und damit zum Zusammenbruch und zum Geständnis bringen.

Für ihn war es lediglich eine Frage der Zeit, die zu verhörenden Personen dazu zu bringen, die Wahrheit zu sagen.

Der eine redete früher, der andere später. Aber geredet hatten sie bei Hywood Harris bisher alle. Sein Dickschädel war in der Unterwelt gefürchtet.

»Warum leugnen Sie?« sagte Inspektor Harris ungerührt. Er hatte gutmütige Augen und weiche Züge. Im Gegensatz dazu war sein Kern hart wie Granit.

Tim Tylor starrte ihn wütend an. »Sie können doch nicht von mir verlangen, daß ich einen Mord auf mich nehme, den ich nicht verübt habe. Nur, um Ihnen einen Gefallen zu tun und Ihnen die Arbeit zu erleichtern!«

Seit einer Stunde ging das nun schon wieder so.

Nachdem Tim in der vergangenen Nacht die Polizei verständigt hatte, war diese umgehend gekommen. Irgend jemand im Haus wollte Tim über die Balkone klettern gesehen haben.

Es gab eine Aussage, wonach Tim die Balkontür von Lucille Donats Wohnung eingetreten habe. Und gleich danach habe das Mädchen wie am Spieß zu schreien begonnen.

Tim behauptete immer wieder, es wäre umgekehrt gewesen: Zuerst habe Lucille in höchster Todesangst geschrien und erst dann sei er über die Balkone in ihre Wohnung gelangt.

Nicht um sie zu töten, sondern um sie zu retten.

Doch man wollte ihm nicht glauben.

Vor allem deshalb nicht, weil er behauptete, den Mord habe ein Skelett begangen.

Ein Skelett! Für wie dumm hielt Tim Tylor die Polizei eigentlich? Was sollte diese Geisterbahn-Story? Es kam hin und wieder vor, daß ein Täter versuchte, einem Unbekannten die Tat in die Schuhe zu schieben.

Aber noch keiner war auf die verrückte Idee gekommen, ein Skelett einer solchen Tat zu besichtigen.

Inspektor Hywood Harris nahm sein Zigarettenetui aus dem Jackett. Nun kam die väterliche Tour. Bei manchen Leuten erreichte man damit mehr als mit Gebrüll.

»Rauchen Sie?« fragte der Inspektor.

Tim nickte.

»Bedienen Sie sich«, sagte Harris.

Tim nahm sich eine Zigarette. Hywood Harris klemmte sich auch

eine zwischen die Lippen. Er zündete zuerst Tims und dann sein Stäbchen an.

Sie rauchten und schwiegen. Hywood Harris ging zum Fenster, blickte eine Weile auf die Straße hinunter.

Als er sich wieder Tim Tylor zuwandte, hatte seine Miene etwas Versöhnliches an sich. »Ich würde Ihnen ja gern glauben, Tim. Aber die Fakten sprechen gegen Sie, Es gibt eine Reihe von Zeugen, die gehört haben, wie Sie sich in der Diskothek mit Ihrer Freundin stritten. Eine Eifersuchtsgeschichte. Sie verließen wütend und mit rotem Kopf das Lokal. Lucille Donat lief Ihnen nach. Vermutlich kam es auf dem Parkplatz zu einer Neuauflage des Streits…«

»Irrtum, auf dem Parkplatz haben wir uns ausgesöhnt!« stellte Tim Tylor richtig.

»Das behaupten Sie.«

»Es ist die Wahrheit.«

»Lassen Sie mich Ihnen weiter erklären, wie ich die Sache aufgrund der Zeugenaussagen sehen muß«, bat Hywood Harris.

Tim Tylor rauchte nervös. Er hatte eine unruhige, schlaflose Nacht in der U-Haft verbracht. Er war müde, war es leid, immer wieder dasselbe behaupten zu müssen, ohne daß ihm der Inspektor glaubte.

»Der Streit ging im Auto weiter«, sagte Hywood Harris. »Sie brachten Lucille nach Hause. Vermutlich waren Sie zu diesem Zeitpunkt schon ziemlich in Rage. Es genügte eine kleine Bemerkung, um Sie zur Explosion zu bringen. Ich nehme an, diese Bemerkung fiel, als Lucille Donat Ihren Wagen verließ. Sie lief davon, flüchtete in ihr Haus. Aber Sie folgten ihr über die Balkone. Blind vor Wut traten sie das Glas der Tür ein. Und dann…«

Tims Gesicht verzerrte sich. »Nein! Nein! Nein!« schrie er. »So ist es nicht gewesen! Lucille schrie schon vorher. Sie brauchte Hilfe. Ich wollte ihr helfen, wollte sie retten! Ich sah diesen Spuk. Leider kann ich Ihnen nicht erklären, woher er kam. Aber Sie müssen mir glauben, daß er da war. Er hatte seinen Knochenfinger um Lucilles Hals gelegt. Er würgte sie. Ich stürzte mich auf ihn. Er schlug mich nieder. Ich verlor das Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam, war Lucille tot, und das Skelett war weg. Ihr Polizeiarzt hat doch die Beule an meiner Schläfe gesehen!«

»Die kann Ihnen auch Lucille geschlagen haben.«

»Lucille war nicht so kräftig.«

»Sie haben keine Ahnung, welche Kräfte ein Mensch in seiner Todesangst zu entwickeln imstande ist«, sagte Hywood Harris.

Tim zog noch einmal an der Zigarette. Dann drückte er sie im Aschenbecher aus. Er seufzte schwer.

»Ich kann nicht mehr, Inspektor. Ich gebe auf…«

Harris lächelte triumphierend. »Kriege ich jetzt die Wahrheit zu

hören?«

Einen Moment lang sah es so aus, als wollte Tim Tylor aufspringen und sich auf den Inspektor stürzen. Doch dann entspannte er sich wieder.

Langsam schüttelte er den Kopf. »Sie kennen die Wahrheit bereits. Ich bin nicht bereit, davon auch nur einen Millimeter abzuweichen. Erlauben Sie mir, zu telefonieren?«

»Wen möchten Sie anrufen? Ihren Anwalt?«

»Nein. Einen Bekannten.«

Hywood Harris nickte. Er wies auf das Telefon und sagte: »Bedienen Sie sich.«

Und Tim Tylor rief Bill Conolly an. Den Reporter, mit dem er als Redaktions-Volontär eine Zeitlang zusammengearbeitet hatte…

***

Glenda Perkins hatte sich an diesem Morgen wieder einmal besonders nett herausgeputzt. Als ich das Vorzimmer meines Büros betrat, pfiff ich anerkennend durch die Zähne.

»Donnerwetter, Glenda. Sie sehen zum Anbeißen aus.«

»Ein Wunder, daß Sie das bemerkt haben. Normalerweise könnte ich einen Kartoffelsack tragen, es würde Ihnen nicht auffallen.«

»Also das ist aber ein wenig übertrieben«, protestierte ich. »Ich bin mir der Tatsache sehr wohl bewußt, daß Sie die schönste Zierde von allen Vorzimmern sind, die es im Yard gibt. Liegt irgend etwas an? Ist Sir Powell schon im Haus? Wenn ja, wie ist seine Stimmung?«

»Sir Powell geruhen noch außer Haus zu sein«, sagte Glenda Perkins lächelnd. Sie trug ihr schwarzes Haar diesmal hochgesteckt.

Nun tastete sie nach ihrer Frisur. Es ließ sich dabei nicht vermeiden, daß sich Glendas attraktiver Busen mehr in mein Blickfeld schob.

Ich schluckte und sah nicht mehr hin.

»Da war ein Anruf für Sie«, sagte Glenda.

»Wer?«

»Ihr Freund Bill Conolly.«

Ich nickte. »Rufen Sie zurück und verbinden Sie mich mit ihm.« Während Glenda zum Telefon griff, zog ich mich in mein Büro zurück und setzte mich an den Schreibtisch.

Das Telefon schlug an. Ich hob ab und dachte dabei an Jane Collins, mit der ich mich immer noch nicht aussöhnen konnte. Es wäre nett gewesen, wenn sie jetzt am anderen Ende der Leitung gewesen wäre.

Doch es war Bill.

»Guten Morgen, Bill«, sagte ich. »Was kann ich für dich tun? Hast du die Absicht, mich schon wieder zum Abendessen einzuladen?«

»Kennst du den Spruch nicht: Komme selten, dann wirst du gelten?«

»Ich habe verstanden. Du verstehst es hervorragend, etwas durch die

Blume zu sagen.«

»John, ein Bekannter von mir hat Schwierigkeiten.«

»Schwierigkeiten welcher Art?« erkundigte ich mich. Ich hatte selbst welche – mit Jane.

Bill erzählte mir von Tim Tylor. Als Bill den Knochenmann erwähnte, horchte ich auf. »Inspektor Harris ist nicht bereit, ihm das abzukaufen«, sagte Bill Conolly abschließend.

»Harris ist ein guter Polizist«, entgegnete ich. »Aber nur, solange er sich auf dem Boden der Tatsachen bewegen kann. Bei Fällen wie diesem muß er ins Schwimmen geraten.«

»Ich kann Hywood Harris nicht verstehen, John. Er ist ein Yard-Beamter. Er weiß, daß ihr eine Abteilung habt, die sich ausschließlich mit übersinnlichen Fällen befaßt, setzt sich aber nicht mit dir in Verbindung. Warum tut er das denn nicht?«

»Vermutlich denkt er, Tim Tylor bindet ihm einen Bären auf. Außerdem ist Inspektor Harris einer von jenen Leuten, die einen Fall, wenn sie ihn einmal übernommen haben, nicht mehr gern hergeben.«

»Ich kenne Tim, John. Der Junge sagt die Wahrheit. Nie im Leben würde er einen Menschen töten und sich hinterher eine so unglaubliche Geschichte ausdenken. Wirst du ihm helfen?«

»Natürlich. Sei unbesorgt, Bill. Ich werde mich sofort mit Inspektor Harris in Verbindung setzen.«

»Ich danke dir, John.«

»Quatsch. Irgendwie muß ich mich doch um die nächste Einladung zum Abendessen verdient machen.« Ich legte auf, drückte auf den Knopf der Sprechanlage und bat Glenda, mich mit dem Büro von Inspektor Hywood Harris zu verbinden.

»Ja«, schnarrte Harris am anderen Ende.

»Sinclair«, sagte ich.

»Ah, Oberinspektor. Was kann ich für Sie tun? Sie rufen sicher wegen Tim Tylor an.«

»Seit wann können Sie hellsehen?«

»Was möchten Sie?«

»Ich würde mich gern mal mit dem Jungen unterhalten. Ist das möglich?«

»Natürlich. Aber was versprechen Sie sich davon. Die Geschichte mit dem Skelett ist doch bloß ein Hirngespinst. Ein Täuschungsmanöver.«

»Ich würde mir gern mein eigenes Bild von dem Fall machen, Inspektor«, sagte ich trocken.

»Na schön«, brummte Harris verstimmt. »Ich schicke Ihnen den Jungen. Aber ich bleibe bei meiner Auffassung, daß das kein Fall für Ihre Abteilung ist, Sinclair.«

»Wir werden sehen«, sagte ich und legte auf.

Drei Minuten später wurde Tim Tylor von zwei Beamten vorgeführt.

Ich bat die Kollegen, mich mit dem Jungen allein zu lassen.
Bill Conolly schien recht zu haben. Meine Menschenkenntnis sagte mir, daß ein Mann, der so aussah wie Tim Tylor, niemals seine Freundin tötet und es dann einem Skelett in die Schuhe zu schieben versucht. Und ich irre mich diesbezüglich nur in den seltensten Fällen.
Ich bat ihn, zu erzählen, was sich in der vergangenen Nacht zugetragen hatte. Und er begann mit seiner Gesichte…

***

Chris Rhodes wußte längst von Jacko, daß Lucille Donat nicht mehr lebte. Der Nachrichtensprecher bestätigte es am darauffolgenden Morgen.
Rhodes rieb sich grinsend die Hände. »Den Laufpaß hat sie mir gegeben, das Luder. Nichts mehr wissen wollte sie auf einmal von mir. Einem andern warf sie sich an den Hals. Das hat sie nun davon. Tot ist sie. Weil sie sich meinen Haß zugezogen hat.«
Der Maler lachte gemein.
Von nun an sollte es jedem so ergehen, der sich mit ihm anlegte und sich damit seinen Unmut zuzog.
Jacko würde dafür sorgen, daß er, Rhodes, in dieser Stadt keinen einzigen Feind mehr hatte. Wer es wagte, Chris Rhodes zu reizen, sollte von nun an des Todes sein.
Jacko hatte den Test hervorragend bestanden.
Seit dem Tag, an dem Lucille Donat den Maler verlassen hatte, hatte dieser den Wunsch gehabt, sich zu rächen. Eigenhändig hatte er sie töten wollen, doch es hatte ihm der Mut gefehlt, den Wunsch in die Tat umzusetzen.
Mit Jackos Hilfe war das nun kein Problem mehr.
Es gehörte kein Mut dazu, dem Knochenmann einen Mordauftrag zu erteilen. Und wenn Jacko sich erst einmal auf den Weg gemacht hatte, konnte ihn kein Mensch mehr von seinem Vorhaben abbringen.
Nach dem Frühstück arbeitete Chris Rhodes an dem Gemälde weiter, das er in der vergangenen Nacht begonnen hatte.
Wieder wuchs er an der Staffelei weit über sich selbst hinaus. Er sah mit vor Begeisterung glühenden Augen dabei zu, wie seine Hand wie von selbst ein großartiges Meisterwerk schuf.
Gegen zehn Uhr hielt ein Kastenwagen vor Rhodes Haus. Der Fahrer hupte dreimal und stieg dann aus.
Es war Melvyn Marshall, der Galeriebesitzer, der in letzter Zeit immer häufiger etwas an Rhodes’ Bildern auszusetzen hatte.
Marshall war ein kompakter Mann Mitte Vierzig. Er trug einen dunkelblauen Nadelstreifenanzug. Ein dichter Oberlippenbart verlieh ihm ein grimmiges Aussehen.
Marshall klappte die Hecktür des Kastenwagens auf und fing an,

Chris Rhodes' Bilder abzuladen.
Der Maler kam aus dem Haus. Wut prägte seine Züge. »Sagen Sie, Marshall, sind Sie verrückt geworden? Was tun Sie da?«
»Sehen Sie das nicht? Ich bringe Ihnen Ihre unverkäuflichen Meisterwerke zurück. Ich habe Ihnen ja gleich gesagt, daß sich damit kein Geschäft machen läßt. Aber Sie glaubten mir nicht.«
»Sie wollten die Bilder bis Ende des Jahres in Ihrer Galerie ausstellen!« sagte Rhodes heiser.
»Nur, um Ihnen einen Gefallen zu tun, Rhodes. Daß ich diesen Mist nicht anbringen würde, war mir von Anfang an klar.« Melvyn Marshall ließ sich nicht beirren. Emsig lud er die restlichen Gemälde ab.
Er lehnte sie an die Hausmauer.
Zehn Stück waren es.
»Ich brauche Platz«, erklärte er dem Maler, der seine Wut kaum noch unterdrücken konnte. »Ein junges Talent war bei mir. Der Mann wird es innerhalb kürzester Zeit zu etwas bringen. Er hat mir ein paar Arbeiten gezeigt, von denen ich restlos begeistert bin. So etwas haben Sie in Ihren besten Tagen nicht geschaffen, Rhodes. Und jetzt, wo Sie dem Rauschgift verfallen sind, ist überhaupt nichts mehr mit Ihnen los. Tut mir leid für Sie. Aber ich bin Geschäftsmann. Persönlich habe ich zwar Mitleid mit Ihnen, aber beruflich kann ich keine Rücksicht auf Sie nehmen. Schließlich muß ich auch von etwas leben. Von Bildern, die man nie verkauft, wird man nicht satt, das sehen Sie doch ein. Versuchen Sie's bei Graham & Bell. Vielleicht sind die an Ihren Arbeiten interessiert. Mir jedenfalls brauchen Sie nichts mehr anzubieten. Tja, mein Lieber. Das wäre nun also das Ende unserer geschäftlichen Beziehungen. Leben Sie wohl, Rhodes. Machen Sie's gut. Vielleicht geht's mal wieder mit Ihnen aufwärts, wenn Sie es schaffen, vom Stoff loszukommen.«
Der Maler hatte das Gefühl, vor Wut zerspringen zu müssen. »Du verdammter Bastard!« brüllte er. »Was glaubst du denn, wer du bist, daß du dir anmaßt, so über mich und meine Arbeit zu reden?«
Marshall winkte ab. »Keinen Streit, Rhodes!«
»Du blöder Kerl hast doch keine Ahnung von Kunst.«
»Dann haben die Kritiker und alle meine Kunden, die für Ihre Werke nur ein Nasenrümpfen übrig haben, auch keine Ahnung.«
»Richtig. Ihr wißt alle meine Arbeit nicht zu schätzen.«
»Natürlich, Rhodes. Sie sind ein verkanntes Genie!«
»Das bin ich. Ich werde es dir beweisen, du Hundesohn!«
Melvyn Marshall setzte sich gleichmütig in seinen Kastenwagen. Er startete den Motor. Dann wies er auf die Bilder und sagte geringschätzig. »Am besten wäre es, die Meisterwerke zu verbrennen. Wenn sie Wärme geben, taugen sie wenigstens zu etwas.«
Rhodes schwang die Fäuste hoch. Er rannte auf Marshall zu. Doch

der Galeriebesitzer gab rasch Gas und ließ die Kupplung kommen.
Der Kastenwagen machte einen Sprung vorwärts, und Chris Rhodes Rechte knallte nicht in Marshalls Gesicht, wie er es beabsichtigt hatte, sondern gegen das Blech des Fahrzeugs.
Der Maler bebte vor Zorn.
Wütend starrte er dem davonfahrenden Wagen nach.
»Na warte!« knirschte Rhodes mit zuckenden Lippen. »Das wirst du bereuen, Melvyn Marshall!«

***

Tim Tylor holte weit aus, damit ich mich in seiner Geschichte auskannte. Er sprach von Lucille Donat und daß sie drei Jahre mit einem Maler namens Chris Rhodes gelebt hatte.
Ich erfuhr von dem Martyrium, das Lucille an der Seite dieses Malers mitgemacht hatte – bis sie sich schließlich dazu aufraffen konnte, ihn zu verlassen.
Das war geschehen, als sie Tim kennengelernt hatte.
Der Junge blickte auf seine Finger und erzählte weiter: »Gestern abend war ich wohl nicht gerade bester Laune. Es ärgerte mich, daß Lucille, wenn wir über irgend etwas sprachen, immer wieder Chris Rhodes zitierte. Ich wollte nicht einsehen, daß drei Jahre an einem Menschen nicht spurlos vorübergehen. Das Zusammenleben mit dem Maler hatte sich in Lucille eingeprägt. Ich hätte es gern gesehen, wenn sie ihn für immer vergessen hätte, und es regte mich auf, wenn Lucille fortwährend sagte: ›Chris dachte über dieses Problem so… Chris hätte in dieser Angelegenheit anders entschieden…‹ Ich wollte Lucille für mich allein haben, verstehen Sie. Aber ich hatte das Gefühl, daß ich sie mit Chris Rhodes teilen mußte. Das machte mich krank. Deshalb explodierte ich gestern abend in der Diskothek. Aber schon auf dem Parkplatz habe ich mich mit Lucille wieder versöhnt.«
Ich bat Tim Tylor, mir zu erzählen, was sich in Lucille Donats Wohnung abgespielt hatte.
Er berichtete mir haarklein. Nicht das geringste Detail ließ er aus. Und ich hatte keine Veranlassung, ihm nicht zu glauben.
Das sagte ich ihm.
Er blickte mich mit großen Augen an. »Ehrlich gesagt, ich habe befürchtet, auch Sie würden in mir einen Lügner sehen, Oberinspektor Sinclair.«
»Bill Conolly würde für Sie die Hand ins Feuer legen. Wenn Bill das tut, dann tu’ ich es auch.«
»Aber Inspektor Harris…«
»Lassen Sie mich nur machen«, erwiderte ich.
Ein mordendes Skelett in London. Das war eindeutig ein Fall für meine Abteilung. Ich griff zum Telefon, um Hywood Harris das

sogleich mitzuteilen.
»Ich wußte, daß es dazu kommen würde!« schnaubte Harris ärgerlich. »Aber ich lasse mir diesen Fall von Ihnen nicht wegnehmen, Sinclair!«
»Seien Sie doch vernünftig. Sie sind in diesem Fall nicht kompetent.«
»Der Junge lügt doch!«
»Ich bin anderer Meinung«, widersprach ich. »Was glauben Sie, wozu meine Abteilung geschaffen wurde? Damit ehrgeizige Inspektoren sie ignorieren und sich blind in einen Fall verbeißen, den sie niemals lösen können?«
»Also das ist doch…«
»Hören Sie, Inspektor Harris. In spätestens einer Stunde möchte ich sämtliche Unterlagen, die diesen Fall betreffen, in meinem Büro haben!«
»Das lasse ich mir nicht gefallen, Sinclair!«
»Muß ich Sie wirklich zwingen, Inspektor? Warum ersparen Sie uns beiden das nicht?«
»Der Mord an Lucille Donat ist mein Fall, Oberinspektor Sinclair! Und er bleibt auch weiterhin mein Fall!«
»Das werden wir ja sehen!« sagte ich verstimmt und warf den Hörer in die Gabel.
Ich setzte mich über die Sprechanlage mit meiner Sekretärin in Verbindung und bat sie, herauszufinden, ob Superintendent Powell inzwischen eingetroffen war.
Eine Minute später hatte ich meinen Chef an der Strippe. Ich schilderte ihm knapp, aber präzise, in welcher Weise sich Inspektor Hywood Harris querlegte.
Es war mir unangenehm. Ich regelte diese Dinge gern ohne den Chef. Aber wenn es sich nicht vermeiden ließ…
»Das werden wir gleich haben«, sagte Sir Powell, als ich geendet hatte.
Und fünf Minuten später war es mein Fall.
Das erste, was ich machte, nachdem mir der Fall offiziell übertragen worden war, war: Ich schickte Tim Tylor nach Hause.
Keine Sekunde lang hätte man den Jungen einsperren dürfen, denn er war unschuldig.

***

Melvyn Marshall fuhr sich mit der Hand über die Stirn. »Phü«, machte er. Er hatte damit gerechnet, daß Chris Rhodes die Rückgabe der Bilder nicht unwidersprochen hinnehmen würde.
Aber daß er sich wie ein verrückter aufführen würde, darauf wäre Marshall nicht gekommen. Egal. Es war vorbei. Er konnte Rhodes vergessen. Die dürre Geschäftsbeziehung, die für beide Teile keinen

Gewinn abgeworfen hatte, war damit beendet.

Endlich. Zu diesem Schritt hätte Melvyn Marshall sich schon viel früher durchringen sollen. Er hatte ihn nur deshalb immer wieder hinausgeschoben, weil er mit Rhodes Mitleid gehabt hatte.

Nun hatte sich herausgestellt, daß der Maler dieses Mitleid gar nicht verdient hatte.

Marshall lenkte seinen Kastenwagen am Hyde Park vorbei. Wenig später stoppte er das Fahrzeug vor seiner Galerie. Die Fassade bestand hauptsächlich aus Glas. Sie erstreckte sich bis zum ersten Stock hinauf, denn auch dort oben gab es Schauräume.

Die Schlüssel zur Galerie hingen an einer langen Silberkette, die an Marshalls Gürtel befestigt war.

Er holte sie aus der Hosentasche und schloß auf. In seinem Büro im Erdgeschoß läutete das Telefon.

Melvyn Marshall beeilte sich, an den Apparat zu kommen. Als er nach dem Hörer griff, verstummte das Läuten. Der Anrufer hatte aufgegeben.

»Mist!« sagte Marshall.

Er setzte sich an den klobigen Mahagonischreibtisch, zündete sich eine Zigarette an und sichtete die Post.

Dazu war er noch nicht gekommen, weil er zuerst die leidige Sache mit Chris Rhodes hinter sich bringen wollte.

Während der nächsten Stunde führte Melvyn Marshall mehrere Telefonate. Auf der elektrischen Kugelkopf-Schreibmaschine tippte er zwei Antwortbriefe und eine Mahnung.

Normalerweise machte das Gail Hawks, seine Sekretärin. Doch die befand sich zur Zeit auf den Malediven und ließ sich von der Sonne rösten.

Nachdem Marshall den zweiten Umschlag zugeklebt hatte, vernahm er plötzlich das Klirren von Glas.

Sein Kopf ruckte sofort hoch. Niemand hatte die Galerie betreten. Marshall hätte es gesehen. Von seinem Schreibtisch aus hatte er die Eingangstür genau im Auge.

Niemand außer ihm war also in der Galerie.

Trotzdem war im Obergeschoß Glas zu Bruch gegangen. Vermutlich das Glas der versperrten Vitrine, in der Melvyn Marshall kleine Kostbarkeiten ausstellte.

Der Galeriebesitzer erhob sich. Seine Brauen zogen sich zusammen. Ein eigenartiges Gefühl beschlich ihn.

Angst? Ja, vielleicht war auch das dabei.

Marshall nagte unschlüssig an seiner Unterlippe. Er versuchte, einen Grund zu finden, der eine Erklärung dafür war, wieso dort oben Glas kaputtgegangen war, obwohl sich niemand im Obergeschoß befinden konnte.

Einen Luftzug konnte man dafür nicht verantwortlich machen, denn es gab dort oben kein Fenster, das man öffnen konnte. Sonst hätte die Installation einer Klimaanlage ja keinen Sinn gehabt.

Während Marshall fieberhaft überlegte, streifte sein Blick das Telefon. Sollte er die Polizei anrufen?

Was hätte er sagen sollen? Einbrecher? Machte er sich nicht lächerlich, wenn sich hinterher herausstellte, dass das Klirren des Glases eine ganz andere Ursache gehabt hatte?

Es blieb ihm nichts anderes übrig.

Er mußte nachsehen.

Vorsichtig verließ er sein Büro. Er gelangte zur Treppe, die nach oben führte. Sie war mit einem roten Sisalläufer ausgelegt, der mit blitzenden Messingstangen befestigt war.

Marshalls Blick war nach oben gerichtet, als er die Hand auf das Geländer legte und den Fuß auf die erste Stufe setzte.

Drei Stufen legte er mit gemischten Gefühlen zurück. Dann blieb er stehen, um zu lauschen.

Nichts. Kein verräterisches Geräusch. Allmählich glaubte Melvyn Marshall, er könnte sich das Glasklirren eingebildet haben.

»Hallo!« rief er. Seine Stimme war belegt. »Ist da jemand?«

Keine Antwort.

Zögernd legte Marshall drei weitere Stufen zurück. Langsam verließ ihn der Mut. Eine innere Stimme sagte ihm, es wäre klüger, umzukehren.

Er glaubte, Gefahr zu spüren. In Büchern wird sehr oft von einem sechsten Sinn gesprochen. Gab es ihn wirklich? Warnte er ihn jetzt vor der unbekannten Gefahr?

Die Stille im Obergeschoß war ihm geradezu unheimlich.

Er gab sich einen Ruck. Jetzt wollte er es wissen. Mit finsterer Miene legte er die restlichen Stufen zurück.

Oben angelangt, sah er zuerst das Glas der Vitrine. Jemand hatte es kaputtgeschlagen. Aber wer?

Niemand war hier. Jedenfalls konnte Melvyn Marshall niemanden sehen.

Es gab sechs weiß tapezierte Pfeiler in der Mitte des Ausstellungsraumes. Gemälde, die in ein besonderes Licht gerückt gehörten, hatte Melvyn Marshall daran aufgehängt.

Er hatte sehr viel Fingerspitzengefühl dafür, wo ein Bild am besten zur Geltung kam. Nur mit Chris Rhodes Arbeiten hatte er sich nichts anzufangen gewußt.

Die hatte er hinhängen können, wo er wollte. Sie hatten nirgendwo gewirkt. Nicht den geringsten Eindruck hatten sie auf die Kunden gemacht.

Es war hoch an der Zeit gewesen, sich von ihnen zu trennen. Eine

Galerie, die laufend uninteressante Bilder ausstellt, verliert sehr schnell ihr gutes Image.

Marshall blickte gebannt auf die Glasscherben. Wer war dafür verantwortlich? Es mußte also doch jemand hier oben sein.

Von selbst konnte das Glas nicht kaputtgehen.

Wo war der Kerl? Verbarg er sich hinter einem der drei Pfeiler? Hinter welchem? Marshall biß sich auf die Lippe.

Er ballte die Hände zu Fäusten. Krächzend rief er: »Wer ist da?«

Plötzlich vernahm er ein unheimliches Knarren. Etwas bewegte sich hinter dem dritten Pfeiler. Jemand trat dahinter hervor.

Melvyn Marshalls Augen weiteten sich in namenlosem Grauen. Was er sah, raubte ihm fast den Verstand. Bestürzt wich er zurück.

Der Atem stockte ihm, während es in seinem Kopf schrie: Das gibt es nicht! Das ist unmöglich…

Verstört fuhr er sich mit der Hand über die Augen. Aber das Skelett, das hinter dem Pfeiler hervorgetreten war, war kein Trugbild.

Es existierte wirklich. Stand aufrecht da, öffnete den bleichen Totenmund und sagte: »Du hättest dich mit Chris Rhodes nicht verfeinden sollen!«

***

Melvyn Marshall stieß einen gellenden Schrei aus. Er glaubte, verrückt geworden zu sein. Fassungslos griff er sich mit beiden Händen an den Kopf.

Er wollte herumwirbeln und fortrennen, doch irgendeine fremde Macht ließ es nicht zu, nagelte ihn auf der Stelle fest.

Jetzt setzte sich Jacko in Bewegung. Langsam. Er hatte es nicht eilig. Sein Opfer war ihm sicher. Er hatte dafür gesorgt, daß Marshall nicht fortlaufen konnte.

Jeder seiner Schritte war von einem Knarren und Klappern begleitet.

Namenloses Grauen schüttelte den Galeriebesitzer. Ein lautes Brausen erfüllte seine Ohren. Sein Herz hämmerte wie verrückt gegen die Rippen.

Er rang nach Luft. Der Horror machte ihn schwindelig. Er wankte, drohte umzufallen.

Das Unvorstellbare nahm seinen Lauf.

»Wieso?« stammelte Melvyn Marshall. »Wer bist du? Was hast du mit Chris Rhodes zu tun? Warum bist du hier?«

»Ich heiße Jacko. Chris Rhodes ist mein Herr. Ich bin sein Diener. Er hat mir den Namen gegeben. Er hat mir befohlen, dich zu töten, weil er dich haßt!«

Marshalls Mund wurde trocken.

»Es war ein Fehler, sich mit Chris Rhodes zu verfeinden«, sagte Jacko.

»Ich… ich konnte doch nicht wissen…«
Jacko blieb dicht vor dem Galeriebesitzer stehen. Marshall bemerkte erst jetzt den Geruch, den das Skelett verströmte.
Übel konnte einem davon werden. Jacko stank nach Moder und Verwesung. Und nach Schwefel. In der Schwärze seiner leeren Augenhöhlen glaubte Marshall kleine dunkelrote Flammen züngeln zu sehen.
Das war das Höllenfeuer, das in Jacko brannte.
»Ich… ich werde mich bei Chris Rhodes entschuldigen!« beeilte sich Melvyn Marshall zu sagen.
Der Knochenmann schüttelte den Kopf. »Zu spät.«
»Ich nehme alle seine Bilder zurück. Ich… ich kaufe sie ihm ab!« keuchte Marshall verzweifelt.
»Dein Leben ist zu Ende«, sagte Jacko kalt.
»Laß mich mit Rhodes sprechen. Ich werde mit ihm telefonieren. Wir werden uns aussprechen. Er wird den Befehl zurückziehen, du wirst sehen!« Marshall wollte sich umdrehen, doch Jackos Kraft nagelte ihn immer noch am Fleck fest.
»Du hattest zu alldem genügend Zeit«, sagte Jacko eisig. »Chris Rhodes ist ein Genie. Die Welt wird ihn als begnadeten Künstler feiern. Doch das wirst du nicht mehr erleben, Melvyn Marshall. Denn du wirst noch in dieser Minute sterben!«
»Neiiin!« kreischte der Galeriebesitzer.
Jackos Hände schossen auf Marshalls Kehle zu. Der Mann war nicht imstande, auszuweichen. Sein Schrei riß jäh ab.
Jacko führte den Befehl seines Herrn aus.

***

Endlich klappte es. Mein Anruf erreichte Jane Collins im Büro ihrer Detektei. Wir hatten beide darüber geschlafen und sahen nun ein, daß wir uns nicht richtig verhalten hatten. Ich hätte nicht so viele abfällige Bemerkungen über ihre roten Haare machen sollen, und Jane hätte deshalb nicht gleich davonzurennen brauchen.
»Waffenstillstand?« fragte ich versöhnlich.
»Pax«, sagte Jane und lachte.
»Und wann rauchen wir die Friedenspfeife?« erkundigte ich mich erleichtert.
»Möglichst bald.«
»Wie war's mit einem Drink? Heute abend? In meinem Apartment?«
»Akzeptiert«, sagte Jane.
»Dann wünsche ich noch einen schönen Tag – ohne Ärger und ohne allzuviel Arbeit, damit wir heute abend noch etwas voneinander haben.«
»Ich werde fit sein.«

»Ist das ein Versprechen?« fragte ich.
»Na klar«, antwortete Jane Collins und lachte wieder.
»Dann freue ich mich auf die Dinge, die da auf mich zukommen werden«, sagte ich und legte auf.
Zunächst kamen aber höchst unangenehme Dinge auf mich zu: Das Telefon läutete. Ich hob ab. »Sinclair.«
Am anderen Ende des Drahtes war Inspektor Hywood Harris. Er hatte mir inzwischen sämtliche Unterlagen geschickt, die den Mordfall Lucille Donat betrafen.
Ätzend sagte er: »Da kam soeben eine Meldung herein, Oberinspektor, die mich nichts mehr angeht, weil Sie mir den Fall aus der Hand genommen haben.«
»Schießen Sie los«, verlangte ich. »Wieder ein Mord…«
»Wer ist das Opfer?«
»Ein Galeriebesitzer namens Melvyn Marshall.«
»Mord allein ist nicht mein Bier, Inspektor Harris.«
»Moment, ich bin noch nicht fertig. Jemand will in der Nähe des Tatorts ein Skelett gesehen haben.«
»Das ist natürlich etwas anderes«, sagte ich sofort. »Werden Sie sich darum kümmern?«
»Selbstverständlich«, erwiderte ich, und dann ließ ich mir von Hywood Harris die Einzelheiten schildern. Ich machte mir ein paar Notizen, fetzte das Blatt dann vom Schreibblock, bedankte mich für die Information, warf den Hörer auf die Gabel und hastete aus meinem Büro.
Der Knochenmann hatte zum zweitenmal zugeschlagen, und ich konnte mir im Moment noch nicht erklären, wieso es zu diesen beiden Morden gekommen war. Irgend jemand saß irgendwo und zupfte an unsichtbaren Fäden.
Und die knöcherne Marionette tanzte nach dem Willen dieses grausamen Unbekannten…

***

Chris Rhodes mistete aus. Er warf das gesamte Zeug in den Mistkübel, das er benötigt hatte, um sich einen Schuß zu geben. Seit er den Pakt mit der rechten Hand des Teufels geschlossen hatte, war er von der Droge nicht mehr abhängig. Er brauchte den Stoff nicht mehr.
Er fühlte sich ohne das Heroin großartig. Sein Körper lechzte nicht mehr danach und quälte ihn nicht mehr, wenn er ihm den Tanz auf der Nadel verwehrte.
Die Sucht war vorüber.
Rhodes streckte seine Hände aus. Sie zitterte nicht mehr. Er fühlte sich gesund und kräftig, und er wußte, daß er ewig leben würde.

Grinsend mixte sich der Maler einen Drink.
Jacko hielt sich irgendwo im Haus auf. Rhodes gewöhnte sich allmählich an den schaurigen Anblick seines Dieners, der aus den Dimensionen des Grauens kam. Er brauchte Jacko nicht zu fürchten.
Der Knochenmann legte eine geradezu hündische Unterwürfigkeit an den Tag. Vor wenigen Minuten erst war Jacko zurückgekehrt.
Er hatte den Befehl ausgeführt.
Melvyn Marshall lebte nicht mehr.
Grinsend nickte Chris Rhodes. »Er hatte keine Ahnung, wie gefährlich es ist, mich zum Feind zu haben. Er konnte nicht wissen, daß ich mit der Hölle einen Pakt geschlossen habe. Sonst hätte er es nicht gewagt, mir meine Bilder vor die Füße zu werfen!«
Rhodes trank.
Plötzlich war ein geisterhaftes Knistern im Raum. Der Maler zuckte wie von der Natter gebissen herum. Das Glas entglitt seinen Fingern und fiel auf den Boden. Es blieb ganz. Nur der Whisky ergoß sich auf den Teppich.
In der Mitte des Raumes schoß mit einemmal eine Stichflamme aus dem Boden. So grell, daß Chris Rhodes davon geblendet wurde.
Er riß mit einem heiseren Schrei die Arme hoch und schützte seine Augen vor dem grellen Licht. Schweiß brach ihm aus allen Poren.
Er befürchtete, daß nun der Höllenfürst persönlich zu ihm gekommen war und ihm all das, was sein Stellvertreter ihm gegeben hatte, wieder wegnahm.
Langsam ließ Rhodes die Hände sinken. Da, wo die Stichflamme hochgesaust war, stand jetzt… der Schwarze Tod.
Böse starrten die weißen Augen aus dem schwarzen Knochenschädel. Rhodes hielt den Atem an. Der Schwarze Tod schien ihm heute nicht so gut gesinnt zu sein wie in der vergangenen Nacht.
Die rechte Hand des Teufels schien ungehalten zu sein. Worüber?
»Was verschafft mir die Ehre deines Besuches?« fragte der Maler mit belegter Stimme.
»Du machst mich wütend, Chris Rhodes!« knurrte der Dämon.
»Ich? Aber… aber wieso denn?«
»Wir haben ein Geschäft getätigt. Ich habe meinen Teil der Abmachungen erfüllt. Du aber verwendest den Diener, den ich dir zur Verfügung stellte, nur dazu, um deine persönlichen Rachegelüste zu befriedigen. Wir waren uns einig, du würdest dafür sorgen, daß John Sinclair stirbt!«
Rhodes nickte schnell. »Ich wußte nicht, daß es dir damit so eilig ist, sonst hätte ich meine privaten Angelegenheiten selbstverständlich hintenangestellt.«
»Du solltest dich noch heute dieser Sache annehmen. Wer nur nimmt, ohne zu einer Gegenleistung bereit zu sein, macht mich zornig. Jacko,

wie du deinen Diener nennst, gehorcht dir nur so lange, wie ich es will. Ich könnte ihm jederzeit befehlen, dich zu töten, halte dir das immer vor Augen.«

Rhodes hatte das Gefühl, dicke Hagelkörner würden ihm den Rücken hinunterrollen. Er fragte sich insgeheim, warum sich der Schwarze Tod nicht selbst um John Sinclair kümmerte, wenn er so scharf darauf war, ihn ins Jenseits zu befördern.

Doch in Gegenwart des Schwarzen Todes konnte man nicht denken, ohne daß dieser die Gedanken mitbekam.

»Ich habe im Augenblick keine Zeit für Sinclair«, sagte der Dämon. »Der Mann ist ein harter Brocken. Ich müßte meine ganze Kraft gegen ihn einsetzen, wenn ich ihn vernichten wollte. Da zur Zeit aber in der Hölle zwischen Myxin, dem Magier, und mir ein ziemlich kräfteraubender Machtkampf entbrannt ist, ist es mir nicht möglich, mich diesem Höllenfeind so zu widmen, wie es nötig wäre. Deshalb wirst du meine Interessen vertreten, Chris Rhodes. Aber ich warne dich. Mach deine Sache gut. Versager kann ich nämlich nicht ausstehen. Mit denen mache ich zumeist kurzen Prozeß!«

»Du hast in mir einen würdigen Vertreter!« versicherte der Maler. »Kümmere du dich um deinen Kampf gegen Myxin. Ich werde mich um John Sinclair kümmern!«

***

Uniformierte Polizisten hinderten jeden daran, die Galerie zu betreten. Nur mich nicht, denn ich wies mich aus.

Vor der Galerie wuchs die Menschentraube so schnell, daß bald kein Auto mehr daran vorbeifahren konnte. Das gab natürlich ein wütendes Hupkonzert.

Ich sagte einem Beamten, er solle dafür sorgen, daß die Neugierigen weitergingen. Dann begab ich mich ins Obergeschoß, um mir den Ermordeten anzusehen. Selbst im Tod war sein Gesicht noch von namenlosem Grauen verzerrt.

Ich konnte mir vorstellen, wie diesem Mann zumute gewesen war, als er sich plötzlich dieser wandelnden Horrorgestalt gegenübergesehen hatte.

Wenn Melvyn Marshall ein schwaches Herz gehabt hätte, hätte ihn beim Anblick des Knochenmannes höchstwahrscheinlich der Schlag getroffen.

Ich beugte mich über den Toten und sah mir die Würgemale genau an. Der unheimliche Killer hatte mit großer Kraft zugedrückt.

Kein Mensch hätte das gekonnt.

Ich fragte die Kollegen nach dem Augenzeugen, der das Skelett gesehen hatte. Ein junger Beamter bat mich, mit ihm zu kommen.

Ich folgte ihm. Er führte mich aus der Galerie und betrat vor mir das

Nachbarhaus. Dort klopfte er im Erdgeschoß an eine Tür.

Ich las den Namen: DRAKE.

Eine Frau weinte in der Wohnung. Mr. Drake öffnete uns. Der junge Kollege machte mich mit dem Mann bekannt und kehrte anschließend wieder in die Galerie zurück.

Ich war mit dem Ehepaar Drake allein.

Es waren nette Leute. Nicht gerade mit irdischen Gütern reich gesegnet, das erkannte ich an der Einrichtung der Möbel und an der Kleidung der beiden. Aber sie selbst und auch ihre Wohnung machten einen auffallend sauberen Eindruck auf mich.

Mein Blick fiel auf Mr. Drakes Frau. Sie hatte gerötete Augen und weinte in ein weißes Taschentuch, das die Initialen J.D. trug.

Eugene Drake hob seufzend die Schultern. Er wies auf seine Frau. »Jillie hat Mr. Marshall sehr gern gehabt.«

»Er war ein guter Mensch«, sagte Jillie Drake. »Ich habe für ihn gearbeitet. Als Raumpflegerin. Er hat mich immer gut behandelt. Und er war niemals kleinlich. Neulich hatte ich starke Kopfschmerzen. Es kam vom Wetter. Ich bin sehr wetterfühlig. Als Mr. Marshall sah, daß es mir nicht gutging, schickte er mich nach Hause, und ich brauchte den Rest der Woche nicht mehr zu kommen. Wo finden Sie noch so einen Chef?«

»Sein Tod hat sie schwer getroffen«, sagte Eugene Drake. »Auch ich kann es immer noch nicht fassen…«

»Man sagte mir, Sie hätten ein Skelett gesehen, Mr. Drake«, sagte ich.

»Ja. Ich war gerade dabei, die Jalousien zu reparieren«, sagte Drake. Er wies auf das Fenster. »Das Zeug hält immer nur ein paar Wochen. Dann springt die Feder raus, und ich muß es wieder herunternehmen.«

Ich begab mich zum Fenster und blickte hinaus. Vor mir lag ein schmaler, schlauchartiger Hinterhof.

Eugene Drake trat neben mich. »Sehen Sie die Tür dort, Oberinspektor?«

»Ja.«

»Dort tauchte dieser Spuk plötzlich auf. Sie können sich vorstellen, daß ich aus allen Wolken fiel. Ich dachte, meinen Augen nicht trauen zu können. Ein Skelett! Am hellichten Tag. Nicht einmal in der Nacht, zwischen zwölf und eins. Das wäre wenigstens die Geisterstunde gewesen…«

»Was taten Sie, als das Skelett aus der Tür trat, Mr. Drake?« erkundigte ich mich.

»Ich versteckte mich natürlich.«

»Haben Sie den Knochenmann auch gesehen, Mrs. Drake?« fragte ich Jillie Drake.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Ich hatte keine Ahnung, war in der Küche….«

»Ich wollte meine Frau rufen«, sagte Eugene Drake, »aber ich brachte vor lauter Angst keinen Ton heraus. Erst als der Spuk vorüber war, lief ich zu meiner Frau in die Küche und erzählte ihr stotternd, was ich beobachtet hatte. Ich sagte: ›Ich glaube, Mr. Marshall ist irgend etwas zugestoßen!‹ Und dann eilten wir gemeinsam nach nebenan, in die Galerie, um nach Mr. Marshall zu sehen.«

Die Frau schluchzte wieder laut auf.

»Nachdem der Knochenmann aus dem Nebenhaus getreten war, wohin wandte er sich da?« wollte ich wissen.

»Er überkletterte die Mauer und verschwand«, sagte Eugene Drake. »Ich kann Ihnen sagen, so furchtbar habe ich mich in meinem ganzen Leben noch nicht aufgeregt. Ich dachte, mein Herz würde stehenbleiben.«

»Das kann ich verstehen. So etwas Unheimliches erlebt man schließlich nicht jeden Tag.«

»Wie kann es so etwas geben? Ein Skelett…« Eugene Drake schüttelte fassungslos den Kopf. »Ich bin nicht in der Lage, mir das zu erklären. Können Sie es, Oberinspektor?«

»Genügt Ihnen, wenn ich Ihnen sage, daß hier dämonische Kräfte im Spiel sind? Die Macht des Bösen ist unvorstellbar groß…«

»Sie haben diese Macht zu bekämpfen, nicht wahr?«

»Ja.«

Eugene Drake wiegte den Kopf. »Ehrlich gesagt, um diesen Job beneide ich Sie nicht, Oberinspektor.«

Ich lächelte. »Einer muß es tun. Ohne mich selbst zu loben, kann ich behaupten, daß ich für diesen Kampf die nötigen Voraussetzungen mitbringe.« Ich wandte mich an Jillie Drake. »Hatte Melvyn Marshall Feinde, Mrs. Drake?«

Die Frau schüttelte den Kopf. Sie putzte sich geräuschvoll die Nase. »Ich sagte doch schon, er war ein guter Mensch, Oberinspektor…« Sie senkte den Blick. »Nein, ich glaube nicht, dass Mr. Marshall Feinde hatte. Allerdings gibt es einen Maler, der nicht gerade Mr. Marshalls Freund war. Mr. Marshall beklagte sich immer wieder bei mir über diesen Mann. Er zeigte mir dessen Bilder und sagte: ›Nun sehen Sie sich diesen Mist an, Jillie. So etwas soll ich verkaufen. Die Kunden werden bald einen großen Bogen um meine Galerie machen, wenn ich diese minderwertigen Arbeiten noch lange ausstelle.‹ Mr. Marshall erzählte mir, daß der Maler, der diese Bilder verbrochen hatte, rauschgiftsüchtig sei. Das wäre der Grund, weshalb seine Arbeiten immer schlechter würden.«

»Warum hat Marshall die Bilder nicht zurückgegeben?« erkundigte ich mich.

»Das hat er getan.«

»Wann?« fragte ich.

»Heute vormittag«, antwortete Jillie Drake. »Er hat alle zehn Gemälde in seinen Kastenwagen gestellt und ist damit zu Chris Rhodes gefahren…«

Ich horchte auf. »Einen Moment, Mrs. Drake. Wie war der Name?«

»Rhodes. Chris Rhodes. Kennen Sie ihn?«

Ich schüttelte nachdenklich den Kopf. »Nicht persönlich. Aber gehört habe ich diesen Namen schon einmal.«

Mein Denkapparat kam gehörig in Schwung: Zweimal Mord! Zweimal hatte ein Skelett getötet! Zweimal hörte ich hinterher denselben Namen – Chris Rhodes!

Den Mann mußte ich mir unbedingt ansehen.

Jillie Drake konnte mir seine Adresse nennen. Ich bedankte mich für die Auskunft, verabschiedete mich, verließ die Wohnung des Ehepaares Drake, setzte mich in meinen silbermetallicfarbenen Bentley und fuhr los.

Zwanzig Minuten später schellte ich an Chris Rhodes' Tür. Ich brannte darauf, die Bekanntschaft des Malers zu machen. Und ich hatte nicht die Absicht, den Mann mit Samthandschuhen anzufassen.

Wenn ich ihn hart genug anpackte, warf ihn das vielleicht aus dem Gleichgewicht, und er machte einen Fehler, mit dem er sich als jener Drahtzieher entlarvte, der hinter diesen unheimlichen Geschehnissen steckte.

Aber ich hatte kein Glück.

Niemand machte mir auf. Chris Rhodes war nicht zu Hause.

Macht nichts, dachte ich. Ich werde ein andermal wiederkommen, und dann wird mir Mr. Rhodes Rede und Antwort stehen müssen.

***

Der Abend gehörte Jane Collins und mir.

Als sie zu mir kam, hielt sie eine kleine weiße Friedensfahne in ihrer zarten Hand. Sie wedelte damit lächelnd hin und her.

»Wir wollen uns wieder vertragen«, sagte sie und trat ein.

Ich nickte und vermied es, ihr rotes Haar länger als nötig anzusehen. Im Living-room brannte bereits gedämpftes Licht.

Das erzeugte erstens Atmosphäre, und zweitens war das Rot der Frisur nicht so grell.

Auf dem Speisetisch standen Kerzen. Ich zündete sie mit dem Feuerzeug an. Jane mußte sich setzen. Ich eilte in die Küche und brachte ungarisches Gulasch. Ich hatte es von einem Restaurant bringen lassen, das österreichische Küche anpries und gut besucht wurde.

Ich gab mir alle Mühe, um aus diesem Abend etwas Besonderes zu machen. Nach dem Essen holte ich österreichischen Wein aus dem Kühlschrank.

Es liegt ein paar Monate zurück, da hatte ich in Wien zu tun gehabt: Werwölfe waren in der Walzerstadt aufgetaucht, und der Londoner Privatdetektiv Tony Ballard hatte mich gebeten, mich darum zu kümmern. Er hatte eine Verletzung am Sprunggelenk auszukurieren und war nicht in der Lage gewesen, gegen die Monster zu kämpfen.

Nach dem bestandenen Abenteuer hatte ich mich bei einem ausgedehnten Einkaufsbummel mit einigen Flaschen Wein und mehreren Schallplatten eingedeckt.

Ich hatte sie für einen besonderen Anlaß aufgehoben. Der Anlaß war nun gekommen. Jane war von meinem »Wiener Abend« begeistert.

Wir tranken den schweren Wein. Ich legte eine Platte auf. Wiener Walzerklänge erfüllten den Raum.

Nach dem dritten Glas summte Jane die Melodien mit. Und ehe ich sie zum Tanz auffordern konnte, erhob sie sich, machte einen Knicks vor mir und sagte leise: »Darf ich bitten?«

Ich nahm sie lächelnd in meine Arme. Wir tanzten hingebungsvoll und mit geschlossenen Augen. Jane tanzte großartig.

Ich spürte sie kaum in meinem Arm. Sie wirbelte mit mir durch das Zimmer, daß es eine Freude war.

Weder sie noch ich sahen, was in diesem Augenblick passierte!

Ein Skelett betrat den Living-room.

Während Jane Collins und ich auf Wolken zu schweben glaubten, hob der Knochenmann die Hände.

Plötzlich hatte das Skelett eine Violine in den Fingern. Der Unheimliche setzte das Instrument unter das Knochenkinn, legte den Bogen auf die Saiten und stimmte in die Klangfülle des Walzertraumes ein.

Dämonische Klänge schwebten durch den Raum.

Ich spürte mit einemmal ein unangenehmes Ziehen im Nacken. Es gefiel mir plötzlich nicht mehr, mit Jane zu tanzen.

Ich wollte aufhören, wollte irgendeine Ausrede finden, um mich wieder setzen zu können. Doch irgend etwas zwang mich, weiterzutanzen.

Es strengte mich an. Jane schien von Drehung zu Drehung schwerer zu werden. Ich schwitzte und hielt das Mädchen verkrampft fest.

Der Teppichboden, über den wir gerade noch wie zwei Federn gewirbelt waren, schien auf einmal unnatürlich weich und knöcheltief zu werden.

Er behinderte uns. Mir fiel das Atmen schwer.

An der Musik war nichts Beschwingtes, nichts Einschmeichelndes mehr. Die Klänge waren aufdringlich, agressiv, abstoßend.

Ich öffnete die Augen, und da traf es mich wie ein Keulenschlag!

Ich sah das Skelett, das Lucille Donat und Melvyn Marshall getötet hatte. Der scheußliche Knochenmann spielte uns grinsend zum Tanz

auf.

Sein Geigenspiel schlug uns in seinen Bann. Die Töne wurden zu einem schrillen Winseln, das in meine Ohren schmerzte.

Auch Jane hörte es.

Verwirrt schlug sie die Augen auf. Ein heiserer Schrei entrang sich ihrer Kehle, als sie den Knochenmann sah.

Sie klammerte sich erschrocken an mich. Ich wollte zu tanzen aufhören, doch der spielende Sensenmann zwang mich, mich immer weiter zu drehen.

Ich würde den Tanz erst beenden können, wenn das unheimliche Skelett zu spielen aufhörte.

Immer mehr zerfaserte mein eigener Wille. Keuchend tanzten Jane und ich. Es war schon lange kein Vergnügen mehr für uns.

Der Schreckliche quälte uns damit.

Ich spürte, wie Jane Collins zitterte. Verbissen kämpfte ich gegen den dämonischen Einfluß an, der meinen Geist attackierte.

Ich dachte an meinen Spezialkoffer, der sich im Nebenzimmer befand. Mit einer der Waffen, die ich darin aufbewahrte, hätte ich diesem Spuk mit Sicherheit den Garaus machen können.

Aber das Skelett ließ es nicht zu, daß ich den Raum verließ.

Es zwang mich, weiterzutanzen. Immer weiter… Der Schweiß brach mir aus allen Poren.

Der spielende Knochenmann machte sich ein satanisches Vergnügen daraus, Jane und mich an den Rand der Erschöpfung zu treiben.

»John!« stöhnte meine Freundin. »Ich kann nicht mehr…«

Ich preßte die Kiefer zusammen, wollte den Tanz abbrechen, doch es gelang mir nicht, stehenzubleiben. Wir mußten weitermachen.

Der Teppich unter unseren Füßen schien immer weicher zu werden. Es kostete uns sehr viel Kraft, uns zu drehen.

Wir schienen durch einen Sumpf zu tanzen. Schneller, immer schneller spielte der Knochenmann. Und wir waren gezwungen, dieses Tempo mitzuhalten.

Es war mörderisch.

Der Teppichboden warf Wellen. Es sah so aus, als würden wir langsam, aber sicher darin versinken. Mit jeder Umdrehung schraubten wir uns tiefer in den Boden hinein.

Ich wußte, daß wir verloren waren, wenn es mir nicht gelang, mich von dem starken dämonischen Einfluß zu befreien.

Der Spuk würde uns auf diese irrsinnige Weise töten. Wir würden versinken! Im Teppichboden! Ersticken würden wir – in einem magischen Sumpf!

Ich mußte mich aus diesem tödlichen Bann befreien.

Äußerste Konzentration!

Mit meiner ganzen Willenskraft kämpfte ich gegen den

schwarzmagischen Einfluß an. Mein Atem ging schwer. Ich spürte, wie mir der Schweiß über die Wangen rann.

Meine Züge wirkten in diesem Augenblick, als wären sie aus Granit gehauen. Beinahe hätten meine geistigen Kräfte nicht ausgereicht, um den gefährlichen Bann zu durchbrechen.

Aber plötzlich spürte ich einen Ruck.

Ich katapultierte mich förmlich aus dem dämonischen Einfluß heraus. Ich stieß Jane Collins von mir.

Sie starrte mich verdattert an, wankte drei Schritte zurück. Ich hatte keine Zeit für Erklärungen.

Der Knochenmann spielte sofort lauter, als er sah, daß es mir gelungen war, mich von Jane zu trennen.

Er wollte mich zwingen, weiterzutanzen. Ich hielt mir die Ohren zu und hastete durch den Raum.

Knietief war der Teppichboden. Jeder Schritt kostete mich unglaublich viel Kraft. Aber ich schaffte es.

Atemlos erreichte ich die Tür.

Wild stieß ich sie auf. Die Walzerklänge verfolgten mich. Sie versuchten mich zu überwältigen, niederzuringen.

Das Skelett wollte mich mit seinem Todeswalzer fertigmachen. Aber ich kämpfte verbissen um mein Leben.

Erschöpft erreichte ich den Schrank, in dem mein Einsatzkoffer lag. Ich riß die Tür auf, griff nach dem Koffer, öffnete ihn.

Mit war egal, welche Waffe ich erwischte. Mir war jede recht. Meine Finger schlossen sich um den Griff der Dämonenpeitsche.

Sobald ich den röhrenförmigen Gegenstand in meiner Hand hielt, ging es mir etwas besser. Ich beschrieb damit eine kurze Drehung.

Die drei Peitschenschwänze schnellten aus dem Griff heraus. Jetzt war ich gewappnet. Ein Schlag mit der Dämonenpeitsche würde genügen, um das mörderische Skelett zu vernichten.

Mit langen Sätzen rannte ich in den Living-room zurück.

Der Knochenmann sah mich. Er setzte die Dämonengeige ab, warf sie nach mir. Wie ein schweres, gefährliches Geschoß sauste das Instrument auf mich zu.

Ich duckte mich. Die Violine flog über mich hinweg. Aber sie knallte nicht gegen die Wand, sondern löste sich in derselben Sekunde auf.

Das Skelett schien die Gefahr zu kennen, die ihm von meiner Waffe ich hatte sie Myxin, dem Magier, abgeluchst – drohte.

Um sich eine Niederlage zu ersparen, wirbelte das Knochengerüst herum und floh aus dem Living-room.

Ich versuchte den Killer des Teufels zu kriegen. Mit fest aufeinandergepreßten Kiefern verfolgte ich den Unheimlichen.

Er sollte unbedingt Bekanntschaft mit meiner Dämonenpeitsche machen. Ich wollte ihn damit um jeden Preis vernichten. Die zwei

Morde, die er verübt hatte, waren genau zwei Morde zuviel!

Mit zum Schlag erhobener Hand jagte ich aus dem Living-room.

Der Knochenmann schmetterte die Apartmenttür hinter sich zu. Ich stürzte mich auf die Klinke, drückte sie ungestüm nach unten, riß die Tür auf.

Mit einem weiten Sprung beförderte ich mich aus der Wohnung.

Stille im Haus.

Kein verräterisches Geräusch drang an mein Ohr. Das Skelett war nicht mehr zu sehen. Es schien sich in Luft aufgelöst zu haben.

Ich wollte mich damit nicht abfinden, eilte die Treppe hinunter… Nichts. Enttäuscht mußte ich einsehen, daß dem Knochenmann die Flucht geglückt war. Niemand kann es mir verübeln, wenn ich gestehe, daß ich nahe daran war, laut zu fluchen.

Mit grimmiger Miene kehrte ich in mein Apartment zurück.

Jane Collins war bleich. Sie lehnte an der Wand. Ihre Lippen bebten. Ich legte die Dämonenpeitsche weg.

Die herrliche Stimmung, die wir beide so intensiv genossen hatten, war zum Teufel.

Mir fiel ein, was der Schwarze Tod mir angekündigt hatte. Sterben sollte ich. Nun wußte ich auch, durch wessen Hand.

Der Knochenmann, der bereits Lucille Donat und Melvyn Marshall umgebracht hatte, sollte auch mein Henker sein.

»Tut mir leid, daß du da mit hineingezogen worden bist«, sagte ich zu Jane. Ich nahm sie in meine Arme, streichelte ihr rotes Haar. »Wie fühlst du dich?«

»Meine Knie zittern. Es war entsetzlich, John. Ich dachte, wir wären verloren. Warum hat uns das Skelett angegriffen?«

»Mein Supergegner versucht wieder einmal, mich aus dem Weg zu räumen.«

»Der Schwarze Tod?«

Ich nickte. »Ich bin ihm ein Dorn im Auge.«

»Wie oft wird er es noch versuchen, John?«

»So oft, bis er’s geschafft hat.«

»O Gott«, stöhnte Jane. »Du mußt dich besser vorsehen, John. Es darf deinen Feinden nicht mehr so leicht fallen, dich zu überrumpeln. Deine Unbekümmertheit hätte uns beinahe das Leben gekostet.«

Jane Collins hatte recht. Wenn ich nicht unter die Räder kommen wollte, mußte ich künftig etwas mehr auf der Hut sein.

Das Erscheinen des Skeletts hatte gezeigt, wie leicht es für meine Feinde war, an mich heranzukommen.

Ein schöner Abend hatte mit einem widerlichen Mißton geendet. Daran war nun nichts mehr zu ändern. Der Knochenmann hatte unsere schöne Stimmung so gründlich verdorben, daß sie nicht mehr zu retten war.

Ich bot Jane deshalb an, sie nach Hause zu bringen.

Die Detektivin hatte nichts dagegen. Wir verließen mein Apartment. Mit dem Fahrstuhl fuhren wir zur Tiefgarage hinunter.

Ich schloß den Bentley auf. Jane setzte sich auf den Beifahrersitz. Ich ließ den schweren Wagen anrollen.

Wenig später fuhren wir durch das nächtliche London. Wir sprachen nicht viel, hingen unseren Gedanken nach.

Als wir vor dem Haus anlangten, in dem Jane wohnte, stoppte ich den Bentley. Jane hauchte mir einen flüchtigen Kuß auf die Lippen.

»Tut mir leid, daß der Abend nicht anders geendet hat«, sagte ich.

»Dafür kannst du nichts. Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, John.«

»Wir werden an einem anderen Abend nachholen, was wir heute versäumt haben«, versicherte ich.

»Ganz gewiß«, sagte Jane und stieg aus. Bevor sie die Tür zuwarf, sagte sie: »Versprich mir, daß du von nun an gut auf dich aufpaßt, John.«

Ich nickte. »Versprochen.«

Mit einem satten Knall fiel die Tür zu.

Jane verschwand in dem Haus, in dem sie wohnte. Ich wendete mit dem Wagen und fuhr wieder nach Hause.

Doch der Horror sollte in dieser Nacht noch nicht zu Ende sein…

***

Ich duschte und ging dann zu Bett. Es dauerte eine halbe Stunde, bis ich geistig abschalten konnte. Endlich schlief ich ein.

Aber es wurde kein tiefer, erquickender Schlaf, nach dem man neu gestärkt und ausgeruht erwacht. Ein Alptraum begann mich zu quälen.

Er war so wirklichkeitsnah, daß ich den Eindruck hatte, alles tatsächlich zu erleben. Ich war plötzlich in Janes Schlafzimmer.

Ich stand neben der Tür. Jane lag im Bett und schlief mit tiefen, regelmäßigen Atemzügen. Ihr Kopf war zur Seite gewandt.

Mondlicht fiel zum Fenster herein und erhellte die schönen Züge der Detektivin. Jetzt bewegte sie sich.

Sie veränderte ihre Lage nur geringfügig. Die Decke glitt ein Stück nach unten. Ich sah Janes Busen durch das zarte Gewebe des Nachthemds schimmern.

Und dann setzte das Grauen ein!

Leise, kaum wahrnehmbar, wurde die Schlafzimmertür geöffnet. Mich überlief es eiskalt. Ich sah eine Knochenhand und begriff, daß sich das Skelett in wenigen Augenblicken an meiner Freundin vergreifen würde. Das trieb mir den kalten Schweiß aus den Poren. Ich war in einer entsetzlichen Lage: Ich mußte zusehen, was passierte, ohne eingreifen zu können. Ich konnte nicht das geringste für Jane

Collins tun. Ahnungslos schlief sie. Sie war dem Knochenmann rettungslos ausgeliefert. Verzweifelt rief ich ihren Namen, obwohl ich in meinem Traum wußte, daß das nichts nützte. Jane konnte mich unmöglich hören. Aber es war mir nicht möglich, still zu sein. Lauter, immer lauter rief ich Janes Namen. So lange, bis ich von meinem Geschrei erwachte. »Jane…!« brüllte ich ein letztesmal. Gleichzeitig setzte ich mich im Bett mit einem jähen Ruck auf. Meine Kehle war trocken. Ich atmete heftig. Mit dem Pyjamaärmel wischte ich mir den Schweiß von der heißen Stirn. Ich machte Licht. Unschlüssig saß ich im Bett. War der Alptraum nicht bloß ein Traum, sondern eine Vision gewesen?

Hatte mich das Böse einen Blick in Jane Collins' Wohnung werfen lassen? War Jane wirklich in Gefahr? Blitzschnell warf ich die Decke zurück. Ich sprang aus dem Bett und eilte aus dem Schlafzimmer. Ich mußte mir mit einem Anruf Gewißheit verschaffen, sonst hätte ich in dieser Nacht kein Auge mehr zutun können. Hastig griff ich nach dem Telefonhörer. Besorgt wählte ich Janes Nummer. Mit schmalen Augen lauschte ich. Ich hörte das Freizeichen. Aber Jane hob nicht ab. Ich bekam die Gänsehaut. Also war mein Traum kein Traum, sondern furchtbare Realität gewesen. Was ich zu träumen geglaubt hatte, mußte tatsächlich geschehen sein. Mein Herz krampfte sich bei dieser schrecklichen Erkenntnis zusammen. Ich war bereit, im Kampf gegen Geister und Dämonen jeden schmerzhaften Tiefschlag einzustecken. Ich konnte die Zähne zusammenbeißen. Aber wenn sich die Sendboten der Hölle an meiner Freundin vergriffen, das traf mich schlimmer als der gemeinste gegen mich gerichtete Schlag. Meine Kopfhaut zog sich zusammen. Ich war in einer üblen Verfassung.

Langsam ließ ich den Hörer sinken. Plötzlich hörte ich eine Mädchenstimme. Janes Stimme!

»Hallo!« rief sie. »Hallo, wer ist denn da?«

Mein Herz ging über vor Freude. Erleichtert riß ich den Hörer an mein Ohr. »Ich bin es«, sagte ich hastig. »Ich kann dir nicht sagen, wie froh ich bin, deine Stimme zu hören, Jane.«

»Wieso?«

»Du hast so lange nicht abgehoben…«

»Ich habe geschlafen. Es dauerte eine Weile, bis ich mitbekam, daß das Telefon läutete. Was hast du denn, John? Ist etwas nicht in Ordnung?«

Ich erzählte der Detektivin von dem Alptraum, der mich gepeinigt hatte.

»Mach dir keine Sorgen mehr«, sagte Jane Collins. »Ich bin nicht in Gefahr. Vergiß den Alptraum. Hier ist alles okay.«

Mir fiel ein großer Stein vom Herzen. Aber meine Erleichterung hatte keine Berechtigung…

***

Jacko war bereits da. Es hatte in John Sinclairs Apartment mit dem Todeswalzer nicht nach dem Wunsch des Knochenmannes geklappt.

Folglich hatte er sich zu einem anderen Schritt entschlossen, der ihn zum Erfolg führen sollte. John Sinclairs schwacher Punkt war Jane Collins, das wußte das Skelett.

Also wollte sich Jacko zuerst das Mädchen holen und den Oberinspektor anschließend mit ihrer Hilfe in eine tödliche Falle locken.

Ein zweitesmal würde sich Sinclair nicht retten können, dafür wollte Jacko sorgen. Während Jane Collins mit dem Oberinspektor telefonierte, trat Jacko auf die Wohnungstür zu.

Er legte seine Knochenhand auf das Schloß und schickte einen schwarzmagischen Impuls hinein. Von selbst sperrte sich das Schloß daraufhin auf.

Jacko drückte die Tür vorsichtig auf und betrat einen Augenblick später die Wohnung der Privatdetektivin.

»… Hier ist alles okay«, hörte Jacko das Mädchen sagen.

Der Knochenmann nickte höhnisch. Die Detektivin konnte nicht ahnen, was ihr bevorstand. Ein schwerer Schock würde sie lähmen, wenn Jacko sich ihr in wenigen Augenblicken zeigen würde.

Jane Collins legte den Hörer auf den Apparat.

Jacko verhielt sich vollkommen still. Er bewegte sich nicht.

Ihm gefiel das teuflische Spiel, das er spielte. Er hatte John Sinclair wissen lassen, was Jane Collins zustoßen würde.

Der Oberinspektor hatte seine Freundin auch prompt angerufen. Und sie hatte ihm gesagt, daß er sich keine Sorgen zu machen brauche, bei ihr wäre alles okay.

Mit nackten Füßen kehrte Jane Collins ins Schlafzimmer zurück. Jacko blickte ihr nach. Bleich schimmerte sein abstoßender Totenschädel in der Dunkelheit. Er wartete einige Sekunden.

Erst als Jane Collins in ihrem Bett lag, setzte er sich langsam in Bewegung. Und er achtete darauf, daß seine Gebeine ihn nicht verrieten.

Ohne auch nur das geringste Geräusch zu verursachen, gelangte Jacko an die Schlafzimmertür.

Behutsam öffnete der Knochenmann die Tür.

Als er den Raum betrat, schnellte Jane mit einem Aufschrei hoch. Sie schaltete die Nachttischlampe ein.

Und als sie das Skelett in der Tür stehen sah, übersprang ihr Herz einen Schlag!

***

Jane Collins federte aus dem Bett. Jacko starrte sie mit seinen leeren

schwarzen Augenhöhlen an. Er besaß genug magische Kraft, um das Mädchen jederzeit lähmen zu können.

Doch es gefiel ihm, Jane zu jagen.

Sie rannte auf die Tür zu, die ins Bad führte. Jacko ließ es geschehen. Niemand konnte ihm sein Opfer jetzt noch streitig machen.

Jane erreichte die Badezimmertür. Sie stieß sie auf, sprang in den verfliesten Raum, warf die Tür hinter sich zu und verriegelte sie.

Jacko lachte.

Es hörte sich schaurig an.

Jane hörte den Knochenmann näher kommen. Nun klapperten seine Knochen wieder, und seine Gelenke knarrten unheimlich.

Jane Collins hatte das Gefühl, ihr Herz würde hoch oben im Hals schlagen. Das Badezimmer war eine Falle, das erkannte sie jetzt erst.

Es gab kein Fenster. Nur Lüftungsschächte, durch die sich kein Mensch zwängen konnte.

Das Skelett erreichte die Tür. Jane Collins wich Schritt um Schritt zurück. In ihrem hübschen Kopf überschlugen sich die Gedanken.

Sie dachte an Johns Anruf. John hatte keinen Alptraum gehabt. Dieses Skelett hatte ihm auf diese ungewöhnliche Weise mitgeteilt, was es ihr, Jane, anzutun gedachte.

Jane Collins stieß mit dem Rücken gegen die Kachelwand.

Fassungslos beobachtete sie, wie sich der Türriegel bewegte. Gleich würde der Knochenmann das Bad betreten.

Jane hätte gern wenigstens eine von John Sinclairs Waffen hier gehabt. Ihr stand nichts zur Verfügung, womit sie sich gegen die Attacke des Unheimlichen zur Wehr setzen konnte.

Der Riegel gab die Tür frei.

Jane Collins nagte aufgeregt an der Unterlippe. Sie sah, wie sich die Tür langsam öffnete. All ihren Mut nahm sie zusammen.

Kraftvoll stieß sie sich von der Fliesenwand ab. Wie vom Katapult geschleudert, flog sie auf das Skelett zu.

Sie prallte gegen den harten Knochenbrustkorb des Unheimlichen. Ihr Schwung war so groß, daß Jacko zwei Schritte zurücktaumelte.

Jane Collins versetzte ihm einen Stoß. Er wippte zur Seite. Der Fluchtweg war für einen Sekundenbruchteil frei.

Jane Collins nützte ihre Chance auf der Stelle. Sie jagte aus dem Bad. Doch sie kam nicht weit.

Vier Schritte erlaubte ihr Jacko. Dann warf er sich auf sie und riß sie zu Boden. Ein wilder Kampf tobte.

Ein Kampf, den Jane Collins nicht gewinnen konnte. Jacko spielte mit ihr. Wie die satte Katze mit der Maus, die nur töten, aber nicht fressen möchte.

Jane versuchte dem Knochenmann mit allen Mitteln zu entkommen. Es gelang ihr, Jacko abzuschütteln. Blitzartig spran gsie auf.

Aber das Skelett vereitelte die Flucht des Mädchens mit einem brutalen Faustschlag. Augenblicklich verlor Jane Collins daraufhin die Besinnung.

Jacko fing das stürzende Mädchen mit seinen Skeletthänden auf. Seine Kiefer klappten auseinander, und er stieß ein triumphierendes Gelächter aus.

Jane Collins gehörte nun ihm.

Und wer dieses Mädchen hatte, der konnte John Sinclair die verrückteste Forderung stellen – der Oberinspektor würde sie erfüllen, um Jane Collins' Leben zu retten…

***

Ich erwachte am nächsten Morgen mit einem eigenartigen Gefühl. Ich wurde den Eindruck nicht los, daß irgend etwas schiefgegangen war.

Mit Jane? Ich nahm mir vor, sie gleich nach der Morgentoilette – noch vor dem Frühstück – anzurufen.

Als ich unter der Dusche stand, läutete das Telefon. Ich rechnete so sehr damit, daß am anderen Ende des Drahtes Jane sein würde, daß meine Stimme ziemlich enttäuscht klang, als sich herausstellte, daß ich meinen Freund und Kampfgefährten, den Chinesen Suko, an der Strippe hatte.

Normalerweise bewohnte Suko das Apartment neben mir. Doch seit er diese Chinesin, Shao, kennengelernt hatte, kam es häufig vor, daß er »außer Haus« nächtigte.

»Dich gibt es noch?« fragte ich den hünenhaften Chinesen. »Ich dachte schon, du hättest deinen Freund John vollends vergessen. Was soll eigentlich aus deinem Apartment werden? Wirst du es untervermieten?«

»Wieso bist du denn so ätzend, John? Ich dachte, du würdest dich über meinen Anruf freuen«, sagte Suko enttäuscht.

»Ich freue mich ja. Hört man das nicht?«

»Leider nein.«

»Entschuldige. Von wo aus rufst du an?« wollte ich wissen.

»Ich bin mit Shao in Calais. Da ich aber aus Erfahrung weiß, daß man dich nicht lange allein lassen kann, dachte ich, ich rufe mal an und erkundige mich, ob zu Hause noch alles in Ordnung ist.«

»Außer daß ein Skelett durch die Stadt zieht, zwei Menschen umgebracht hat und Jane und mich zu töten versuchte, ist alles bestens«, erwiderte ich.

»Du brauchst meine Hilfe!« stieß Suko hastig hervor. »Ich reise sofort ab.«

»Kein Grund zur Panik. Partner«, gab ich zurück. »Gib mir deine Telefonnummer. Ich rufe dich an, falls es brenzlig werden sollte.«

»Hör mal, John, ich kann doch nicht hier auf der faulen Haut liegen, während dieser Knochenmann Jagd auf dich macht!«

»Sollte ich deine Hilfe brauchen, lasse ich es dich umgehend wissen, okay? Laß es dir inzwischen gut gehen, und gib Shao von mir einen Kuß.«

»Ich rufe heute nachmittag wieder an.«

»Meinetwegen. Aber du darfst dich nicht ärgern, wenn du mich nicht erreichst. Ich habe schließlich noch andere Dinge zu tun, als auf deinen Anruf zu warten.«

Ich wünschte Suko noch einen schönen Aufenthalt in Calais und legte dann auf. Der Hörer blieb aber nur zwei Sekunden liegen.

Dann nahm ich ihn wieder auf und wählte Jane Collins' Nummer. Der Alptraum von der vergangenen Nacht ließ mir keine Ruhe.

Er war zu realisitisch gewesen. Er hatte den Eindruck eines echten Erlebnisses in mir hinterlassen. Das beunruhigte mich.

Ein Dutzendmal ließ ich es bei Jane läuten. Diesmal hob sie nicht ab. Das rief ein Gefühl in mir hervor, als hätte mir Muhammad Ali ohne Vorwarnung einen Magenhaken gegeben.

Hastig zog ich mich an.

Ohne Frühstück verließ ich mein Apartment. Wenig später rollte mein Bentley – eingekeilt in eine Blechlawine – durch die vom Verkehrsinfarkt bedrohten Straßen Londons.

Ich brauchte für die Strecke doppelt so lange wie in der vergangenen Nacht, als ich Jane nach Hause gefahren hatte.

Und dann fand ich keinen Parkplatz in der Nähe von Janes Haus. Meine Sorge um Jane veranlaßte mich, den Bentley im Halteverbot abzustellen.

Ich mußte endlich wissen, weshalb das Mädchen nicht abgehoben hatte. Mit großen Schritten eilte ich auf das Haus zu, in dem meine Freundin wohnte.

Mit Riesenschritten hastete ich die Treppen hoch. Ein wenig außer Atem geraten, langte ich vor Janes Wohnungstür an.

Ich klopfte.

Die Tür bewegte sich daraufhin. Es war nicht abgeschlossen. Ein kalter Schauer überlief mich. Mir war sofort klar, daß das nichts Gutes zu bedeuten hatte.

Jane Collins war ein vorsichtiges Mädchen. Sie kannte – durch ihren Beruf – die Gefahren der Großstadt.

Deshalb war es unmöglich, daß sie einmal vergessen hätte, die Wohnungstür abzuschließen.

»Jane!« rief ich, als ich eintrat.

Gleichzeitig wußte ich aber, daß sie mir nicht antworten würde. Ich wußte es mit einer unerklärbaren Bestimmtheit, die mich erschreckte.

Im Schlafzimmer bekam ich dann meine Befürchtung voll bestätigt:

Kampfspuren!

Ein Stück von Janes hauchdünnem Nachthemd lag auf dem Boden. Der Hocker vor dem Frisierspiegel war umgeworfen worden. Die Teppichbrücke war weit unter das Bett geschoben.

Ein unbeschreibliches Gefühl schnürte mir die Kehle ab. Ich konnte mir ganz genau vorstellen, was sich in der vergangenen Nacht in diesem Raum abgespielt hatte.

Der Knochenmann hatte mich auf teuflische Weise davon in Kenntnis gesetzt, um mich zu quälen.

Das Skelett!

Es hatte Lucille Donat und Melvyn Marshall getötet.

Lucille Donat hatte Chris Rhodes sitzengelassen. Melvyn Marshall hatte dem Maler die unverkäuflichen Bilder zurückgegeben. Beide hatten sich Chris Rhodes' Zorn zugezogen.

Fast glasklar lag der Fall vor mir. Auf irgendeine Weise war es Rhodes gelungen, sich mit der Hölle zu verbünden. Der Schwarze Tod stellte dem Maler den knöchernen Killer zur Verfügung.

Vielleicht mit der Auflage, daß Rhodes das Skelett auch gegen mich einsetzte, was in der vergangenen Nacht geschehen war.

Aber der Knochenmann hatte es nicht geschafft, mich beim Todeswalzer fertigzumachen. Deshalb hatte er sich nun an Jane Collins vergriffen, um mich mit ihrer Hilfe in seine Gewalt zu bekommen.

Es würde wohl nicht mehr lange dauern, bis sich der Diener des Bösen mit mir in Verbindung setzte, um seine Bedingungen zu stellen.

Aber darauf wollte ich nicht warten. Ich wollte versuchen, dem skelettierten Mörder zuvorzukommen. Der Drahtzieher aller Geschehnisse mußte Chris Rhodes sein.

Den wollte ich mir kaufen!

Er mußte mir Jane Collins zurückgeben. Ich würde mich nicht scheuen, ihn dazu zu zwingen.

Hastig verließ ich Janes Wohnung. Ich hoffte, daß es ihr den Umständen entsprechend gut ging. Für mich war gewiß, daß Jane noch lebte.

Chris Rhodes und sein gemeiner Killer brauchten Jane lebend, wenn sie mich ködern wollten. Tot war Jane für sie wertlos.

Ich setzte mich in meinen Bentley und fuhr noch einmal nach Hause. Aus meinem Einsatzkoffer holte ich die Dämonenpeitsche.

Dann machte ich mich auf den Weg zu Chris Rhodes.

Diesmal war er zu Hause. Er öffnete, und ich trat mit gezücktem Yard-Ausweis ein. »Ich bin Oberinspektor John Sinclair!« sagte ich schneidend.

Rhodes schloß die Tür.

Ich starrte ihn durchdringend an. »Wo ist sie?«

»Wo ist wer?«

»Es hat keinen Zweck, sich dumm zu stellen, Mr. Rhodes. Ich kann zwei und zwei zusammenzählen! Ich weiß über Sie Bescheid. Sie haben einen Pakt mit dem Schwarzen Tod geschlossen. Er hat Ihnen diesen Knochenmann als williges Mordwerkzeug überlassen. Sie haben dem Skelett aufgetragen, Lucille Donat und Melvyn Marshall für Sie zu töten. Und dann haben Sie das Knochenbiest zu mir geschickt, damit es mich erledigt.«

Ich sagte dem Maler das alles eiskalt auf den Kopf zu. Doch trotz der Schwere meiner Anschuldigungen unternahm Rhodes nicht einmal den Versuch, dagegen zu protestieren.

Er wich auch meinem Blick nicht aus, sondern sah mir ungerührt und triumphierend in die Augen.

»Ihr Diener hat in der vergangenen Nacht sein Ziel nicht erreicht!« knurrte ich. »Um doch noch zu einem Erfolg zu kommen, entführte er meine Freundin Jane Collins! Ich frage Sie nun noch einmal, Rhodes: Wo ist sie?«

Der Maler lachte gehässig. »Glauben Sie im Ernst, daß ich Ihnen das sagen werde?«

»Ich werde Sie zwingen…«

»Sie werden gar nichts, Sinclair, denn Sie haben die denkbar ungünstigste Position in diesem Spiel inne. Ist Ihnen das denn noch nicht aufgefallen? Wenn einer bestimmt, was zu geschehen hat, dann bin ich das, mein Lieber. Im übrigen möchte ich Ihnen zu Ihrer hervorragenden Kombinationsgabe gratulieren. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so schnell auf mich kommen würden. Ja, es stimmt. Ich habe dem Schwarzen Tod meine Seele verkauft…«

»Was haben Sie von ihm dafür bekommen?«

»Er hat mich zu einem Genie gemacht. Niemand wird mir mehr meine Bilder zurückschicken, weil sie keiner kaufen will. Die Menschen werden sich um meine Werke reißen.«

»Ist das den Preis einer Seele wert?«

»Darüber hinaus hat der Schwarze Tod mir Unsterblichkeit garantiert. Ich werde ewig leben. Reich und gesund werde ich sein…«

»Von allen gemieden und gefürchtet.«

»Das ist mir gleichgültig«, sagte Rhodes schroff. »Es wird mir Spaß machen, zu sehen, wie die Menschen vor mir zittern. Ich habe den geforderten Preis gern bezahlt, Sinclair. Ich mußte dem Schwarzen Tod versprechen, Sie für ihn aus dem Weg zu räumen. Deshalb freut es mich ganz besonders, daß Sie von selbst in mein Haus gekommen sind. Um so leichter wird es mir fallen, mein Versprechen einzulösen!«

***

Jane Collins hatte keine Ahnung, wie lange sie ohne Bewußtsein

gewesen war. Als sie erwachte, war ihr kalt. Sie fröstelte.
Mühsam versuchte sie sich aufzurichten. Arme und Beine waren in ihrer Bewegungsfreiheit stark beeinträchtigt.
Jetzt erst kam dem Mädchen zum Bewußtsein, daß es gefesselt und geknebelt war. Hart und kalt war der Kellerboden.
Jane lehnte sich an die Wand. Sie war nicht zum erstenmal gefesselt, und es war ihr nicht erst einmal gelungen, sich selbst zu befreien.
Doch diesmal saßen die Stricke schmerzhaft stramm. Es war deshalb mehr als fraglich, ob sie die Fesseln abbekommen würde.
Versuchen wollte es Jane aber auf jeden Fall. Gelenkig schlüpfte sie durch ihre zusammengebundenen Arme. Nun hatte sie die Hände nicht mehr hinter, sondern vor sich.
Dadurch war es ihr möglich, den ekelerregenden Knebel aus ihrem Mund zu ziehen. Und nun begann sie die festen Knoten mit ihren kräftigen Zähnen zu bearbeiten.
Endlos lange brauchte Jane, bis sie den ersten Knoten geschafft hatte. Den zweiten hatte sie dann schon in der halben Zeit offen.
Und wenig später umschlossen die Stricke die Handgelenke des Mädchens nicht mehr so schmerzhaft.
Janes Ausdauer machte sich bezahlt. Ihr Herzschlag beschleunigte, als sie die Handfesseln zu Boden fallen ließ.
Jetzt die Beinfesseln.
Jane Collins massierte nur kurz ihre Handgelenke. Dann widmete sie sich den nächsten Knoten. Mit geübten Fingern öffnete sie einen nach dem andern.
Geschafft.
Rasch erhob sich die Detektivin. Irgendwann würde der Knochenmann nach ihr sehen. Bis dahin wollte sie nicht mehr hier unten in diesem kalten, finsteren Raum sein.
Jane ertastete eine Tür.
Sie war nicht abgeschlossen. Vorsichtig öffnete Jane sie. Mit angehaltenem Atem lauschte sie. Irgendwo rauschte Wasser durch ein Rohr.
Jane fragte sich, wo sie war. Ihr fiel ein, wie sie gekleidet gewesen war, als das Skelett sie überfallen hatte: Sie hatte nur ihr durchsichtiges Nachthemd am Leib gehabt. Doch nun trug sie ein Kleid. Der Knochenmann mußte es ihr angezogen haben.
Auf Zehenspitzen huschte Jane durch die Dunkelheit.
Sie stieß gegen einen Mauervorsprung und unterdrückte nur mit Mühe einen Schmerzenslaut.
Einige Yards legte sie humpelnd zurück. Dann ging es wieder einigermaßen. Der Schmerz hatte nachgelassen.
Eine Treppe!
Sie führte nach oben. Jane Collins überlegte nicht lange. Das war der

Weg in die Freiheit. Sie mußte ihn gehen. Je schneller sie von hier fortkam, desto besser.

Sie legte keinen Wert darauf, noch einmal mit dem Knochenmann zusammenzugeraten. Jane dachte an John Sinclairs Spezialkoffer. Wenn sie wenigstens eine der darin befindlichen Waffen zur Verfügung gehabt hätte.

Aber sie hatte gar nichts in Händen. Und mit nichts gegen ein Skelett zu kämpfen, das von der Macht der Hölle gestärkt wurde, konnte nicht gutgehen.

Flink lief die Detektivin die Stufen hinauf.

Sie erreichte wieder eine Tür, die zum Glück auch nicht abgeschlossen war. Jane öffnete die Tür lautlos und trat in eine helle Diele.

An den Wänden hingen häßliche Gemälde. Sie schienen von einem Stümper geschaffen worden zu sein.

Jane Collins versuchte sich zu orientieren. Wo war die Haustür? Sie wandte sich nach links.

Plötzlich vernahm sie hinter sich ein leises Knirschen. Wie von der Tarantel gestochen fuhr sie herum.

Da stand Jacko. Mit ausgebreiteten Armen. Sein Totengesicht grinste gemein. Jane stockte der Atem. Sie hatte begriffen, daß hiermit ihr Fluchtversuch gescheitert war.

***

Chris Rhodes lachte haßerfüllt. Er funkelte mich mit seinen Augen an. Es freute ihn, daß ich zu ihm gekommen war. Denn er wollte mich – oder zumindest meine Seele – dem Schwarzen Tod ausliefern.

Aber diesem Plan wollte ich einen Riegel vorschieben. Blitzschnell griff ich nach meiner mit geweihten Silberkugeln geladenen Beretta.

Ich wollte dem Maler damit einen Schrecken einjagen und ihn zwingen, mir zu sagen, wo er Jane Collins versteckt hatte.

Doch zu meinem Leidwesen entwickelten sich die Ereignisse völlig anders.

Ich vernahm den spitzen Schrei eines Mädchens.

Jane! schoß es mir durch den Kopf.

Im selben Augenblick wurde eine Tür aufgestoßen – und dann sah ich das Skelett, das uns mit seiner magischen Violine in der vergangenen Nacht in den Tod zu spielen versucht hatte.

Der Knochenmann war nicht allein.

Er schleppte Jane Collins mit sich, preßte sie wie einen lebenden Schild vor sein Gerippe und stieß ein schauriges Hohngelächter aus.

Jane sah erschreckend aus. Ihr rotes Haar – ich hatte es ihr längst verziehen – war zerzaust. Sie wirkte bleich. Ihre Augen waren furchtgeweitet.

Das Skelett legte seinen knöchernen Unterarm um die Kehle meiner Freundin. In meinem Kopf begann eine Wut zu pochen, wie ich sie selten erlebte.

Ich wollte die Detektivin aus ihrer furchtbaren Lage befreien, deshalb riß ich mit Schwung meine Beretta heraus.

Mit dem Daumen entsicherte ich die Waffe. Ich glaubte, in dieser kritischen Situation doch noch eine Möglichkeit entdeckt zu haben, die es mir erlaubte, das für Jane und mich ungünstige Blatt zu wenden.

Ein Sprung.

Ich war bei Chris Rhodes, riß ihn genauso an mich, wie der Knochenmann es mit meiner Freundin gemacht hatte, und setzte dem teuflischen Maler meine Pistole an die Schläfe.

»Jacko!« stieß Rhodes verdattert hervor. Er schien zu ahnen, daß sich in meiner Waffe keine gewöhnlichen Kugeln befanden.

Der Schwarze Tod hatte ihm zwar ewiges Leben garantiert, doch diese Garantie konnte man mit geweihtem Silber jederzeit wieder aufheben.

»Laß Jane Collins los, Jacko!« schrie ich. »Wenn du nicht augenblicklich tust, was ich sage, stirbt dein Herr!«

Ich dachte, ich hätte das Skelett damit in der Hand. Ich glaubte, Jacko würde nicht wollen, daß seinem Herrn etwas zustieß.

Aber ich mußte erkennen, daß ich mich in diesem Punkt geirrt hatte. Es war Jacko vollkommen egal, was aus Chris Rhodes wurde.

Das sagte er mir auch mit hohntriefender Stimme: »Auf diese Weise kannst du mich nicht erpressen, Sinclair! Ich nehme zwar von Chris Rhodes Befehle entgegen und spreche ihn mit ›Herr‹ an. Aber mein wahrer, mein einziger Herr, dem ich ganz gehöre und dem ich bis an mein Ende dienen werde, ist… der Schwarze Tod! Töte Rhodes! Es macht mir nichts aus! Sobald du ihn umgelegt hast, stirbt deine Freundin. Und dann rechnen wir beide ab.«

Mir war auf einmal heiß und kalt zugleich.

Ich hatte keine Chance.

Es brachte nichts, wenn ich Rhodes ausschaltete. Selbstverständlich hätte ich ihn nicht umgebracht. Schließlich bin ich kein Mörder. Ich hätte ihn aber für eine Weile in künstlichen Schlaf versetzen können.

Doch was hätte ich damit erreicht?

Nichts. Absolut nichts.

Jacko war der Diener des Schwarzen Todes. Außer diesem gab es niemanden, auf den Jacko Rücksicht genommen hätte.

»Was ist, Sinclair?« höhnte der Knochenmann. »Warum erschießt du Rhodes nicht? Hast du Angst vor den Folgen?«

Ich ließ meine Beretta sinken.

Rhodes riß sich mit einem kraftvollen Ruck von mir los. Ich ließ es

geschehen, weil ich Jane Collins' Leben nicht gefährden wollte.
Ich hätte Jacko mit geweihtem Silber töten können. Aber das Skelett versteckte sich hinter Jane.
»Laß die Waffe fallen!« schnarrte Jacko. »Na los, Sinclair! Wird's bald? Von jetzt an wird nur noch das gemacht, was ich sage!«
Ich hatte keine andere Wahl. Als ich sah, daß Jacko den Druck mit seinem Knochenarm auf Jane Collins' Kehle verstärkte, öffneten sich fast automatisch meine Finger.
Die Beretta fiel zu Boden.
Ich hatte mich ergeben…

***

Suko hatte es nicht fertiggebracht, in Calais zu bleiben, während in London möglicherweise für seinen Freund John Sinclair die Welt kopf stand.
Ein Mordanschlag auf Jane Collins und John reichte aus, um den Chinesen in Calais unverzüglich die Zelte abbrechen und nach London zurückkehren zu lassen. Shao hatte dafür vollstes Verständnis.
Sie überquerten den Kanal mit dem Flugzeug.
Drei Stunden nach dem Telefonat, das Suko mit John Sinclair geführt hatte, saß der Chinese bereits auf seiner Harley Davidson.
Er raste auf der schweren Maschine zu Sheila und Bill Conolly. Sheila war nicht zu Hause. Sie war mit Klein-John beim Kinderarzt. Eine Routineuntersuchung.
Bill Conolly empfing den Hünen mit den Worten: »Lange nicht gesehen. Du machst dich in letzter Zeit ziemlich rar, Junge.«
»Tut mir leid. Anderweitige Verpflichtungen…«
Bill lachte. »Ich weiß Bescheid. John hat uns davon erzählt. Die anderweitigen Verpflichtungen heißen Shao.«
Sie begaben sich in den Living-room. Bill wollte dem Chinesen einen Drink anbieten, doch Suko lehnte dankend ab.
Der Chinese strich sich über das schüttere, in der Mitte gescheitelte schwarze Haar. Seine dunklen Brauen zogen sich wie dräuende Gewitterwolken zusammen.
»Was führt dich zu mir?« erkundigte sich Bill Conolly.
»Ich fürchte, nichts Gutes. Heute morgen telefonierte ich mit John. Er erzählte mir von zwei Morden, die ein Skelett verübt hat.«
Bill nickte. »Ich habe John gebeten, sich dieses Falles anzunehmen. Ein Bekannter von mir ist in die Sache verwickelt.« Bill erzählte kurz von Tim Tylor.
»Ist dir bekannt, daß dieses Skelett einen Mordanschlag auf Jane und John verübt hat, Bill!« fragte Suko.
Bill Conolly erschrak. »Nein. Das ist mir neu. Wann ist das passiert? Wo? Und wie?«

Suko berichtete dem Reporter, was er wußte. Anschließend sagte er: »Shao und ich wollten ein paar Tage in Calais ausspannen. Aber nach dem Telefonat war natürlich an süßes Nichtstun nicht mehr zu denken. Ich kehrte unverzüglich nach London zurück. Seither suche ich John. Niemand kann mir sagen, wo er steckt. Zu Hause ist er nicht. In seinem Büro ließ er sich noch nicht blicken. Niemand hat ihn heute zu Gesicht gekriegt. Ich habe den Verdacht, daß da irgend etwas nicht stimmt. Auch Jane konnte ich nirgendwo auftun. Hast du eine Ahnung, wo die beiden stecken?«

Bill Conolly schüttelte mit besorgter Miene den Kopf. »Die Sache gefällt mir nicht, Suko.«

»Mir auch nicht«, seufzte der Chinese. »Mir auch nicht, mein Lieber.« Er rieb sich das Kinn. »Wenn ich bloß wüßte, wo ich die beiden suchen soll… Nach meiner Information sind die letzten, die John gesehen haben, Jillie und Eugene Drake. Sie hatten eine Aussage im Mordfall Melyvin Marshall zu machen. John war bei ihnen in der Wohnung.«

»Woher hast du das?«

»Ein Yard-Beamter war so freundlich, es mir zu verraten«, sagte Suko.

»Vielleicht sollten wir versuchen, bei Jillie und Eugene Drake den Faden aufzunehmen«, sagte Bill.

»Wir?« fragte Suko erstaunt.

»Hör mal, wenn Jane Collins und John Sinclair verschwunden sind, kann niemand von mir verlangen, daß ich daheim sitzenbleibe und Däumchen drehe.«

»Sheila sieht es nicht so gern, wenn du…«

»Das ist eine Ausnahmesituation. Dafür hat Sheila vollstes Verständnis«, behauptete Bill Conolly. »Ich werde ihr ein paar Zeilen schreiben. Dann können wir gehen.«

Bill holte Bleistift und Papier. Er schrieb eine kurze Nachricht für seine Frau, fügte hinzu, daß sie sich um ihn keine Sorgen zu machen brauche und setzte unter das Ganze:

»Tausend Küsse, Dein Bill.«

Sie verließen das Haus. Als Bill Conolly Sukos Motorrad sah, schüttelte er energisch den Kopf.

»Da steige ich nicht auf.«

»Was hast du gegen mein Motorrad?« fragte Suko verwundert.

»Nichts. Gegen dein Motorrad habe ich nichts. Aber gegen deine wagemutige Fahrweise habe ich einiges.«

»Hör mal«, protestierte der Chinese. »Ich bin doch kein Rowdy.«

»Das habe ich nicht behauptet. Du fährst mit deiner Maschine aber so, daß ich mich darauf nicht wohlfühle. Deshalb werde ich meinen Porsche aus der Garage holen.«

»Die reinste Verschwendung ist das bei den heutigen Benzinpreisen.«
»Du kannst ja bei mir mitfahren.«
»Kommt nicht in Frage. Ich fürchte mich neben dir zu Tode«, erwiderte Suko grinsend.
Wenig später saß Bill Conolly in seinem roten Porsche und fuhr hinter Sukos Harley Davidson her. Die Fahrt dauerte zehn Minuten. Dann waren sie am Ziel.
Eugene Drake war nicht zu Hause. Nur seine Frau Jillie war daheim.
Suko nannte ihr den Grund ihres Besuches. Er bemerkte, daß Bill und er Freunde des Oberinspektors seien und daß sie sich um John Sinclair Sorgen machten.
Die Frau hob die Schultern. »Ich wüßte wirklich nicht, wie ich Ihnen helfen sollte. Ich habe keine Ahnung, wo sich Oberinspektor Sinclair befindet. Er verließ uns, und wir sahen ihn nicht mehr wieder.«
Bill Conolly bat die Frau, ihnen zu erzählen, worüber sie und ihr Mann mit John Sinclair gesprochen hatten. Jillie Drake wiederholte fast wortgetreu, was vor etwa vierundzwanzig Stunden in dieser Wohnung gesagt worden war.
Danach sagte sie: »Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie damit etwas anfangen können.«
»Vielleicht doch«, erwiderte Suko.
Die Freunde bedankten sich für die Auskunft.
»Der Oberinspektor war so ein netter Mensch«, sagte Jillie Drake mit kummervoller Miene. »Glauben Sie, daß man sich Sorgen um ihn machen muß?«
Bill Conolly zuckte mit den Schultern. »Das wissen wir nicht. Wir können nur hoffen, daß er nicht in Schwierigkeiten geraten ist.«
»Ich drücke Ihnen die Daumen, daß Sie Ihren Freund wiederfinden«, sagte Jillie Drake.
»Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen«, entgegnete Suko.
Dann verließen die Freunde die Wohnung.
Als sie auf der Straße anlangten, sagte Bill: »Was hättest du an Johns Stelle nach dem Gespräch mit den Drakes getan?«
»Ich hätte mir diesen komischen Maler angesehen.«
»Chris Rhodes«, sagte Bill und nickte. »Genau das wird John auch getan haben.«
»Und wir tun es nun ebenfalls.«

***

Suko zog die schwere Maschine auf den Ständer. Er drehte sich um und hielt nach Bill Conollys rotem Porsche Ausschau. Da bog der Wagen bereits um die Ecke.
Bill war an der letzten Ampel hängengeblieben. Der Reporter stieg aus seinem Sportwagen. Kopfschüttelnd sagte er: »Du fährst wie der

Teufel.«
»Ist doch nicht wahr«, widersprach Suko. »Man ist auf zwei Rädern im Großstadtverkehr zwangsläufig schneller…«
»Aber auch leichter verletzbar«, wandte Bill ein.
»Das ist unbestritten«, gab der Chinese zu. Er wies mit dem Daumen auf ein schäbiges Gebäude. »Das ist das Haus, zu dem wir wollen. Hier wohnt Chris Rhodes.«
»Okay. Sehen wir uns den Knaben einmal an. Vielleicht kann er uns sagen, was Johns nächste Station war.«
Sie gingen auf das Gebäude zu. Suko klopfte mit seiner harten Karatefaust an die Eingangstür. Die Schläge hallten durch das Haus.
Ein magerer Mann öffnete ihnen. Sein Blick war unstet. Er schien keine Besucher zu mögen, schien der typische Menschenfeind zu ein.
»Sie wünschen?« fragte er abweisend.
»Mr. Chris Rhodes?« fragte Suko zurück.
»Ja, der bin ich. Und wer sind Sie?«
»Ich heiße Suko. Und dies ist Mr. Bill Conolly. Wir sind Freunde von Oberinspektor John Sinclair. Dürfen wir reinkommen? Wir hätten ein paar Fragen an Sie.«
Höchst widerwillig gab Rhodes die Tür frei. Suko und Bill traten ein. Der Maler nickte mit düsterer Miene. »Okay, Mr. Suko. Fragen Sie.«
»War John Sinclair bei Ihnen?«
Rhodes schüttelte den Kopf. »Nein. Ich kenne keinen Oberinspektor Sinclair. Aus welchem Grund hätte er hierher kommen sollen?«
»Melvyn Marshall, der Mann, der Ihre Werke in seiner Galerie ausstellte, wurde ermordet…«
»Das weiß ich.«
»Wer hat es Ihnen gesagt?«
»Ich besitze ein Radio«, sagte Rhodes kalt.
»Oberinspektor Sinclair bearbeitet diesen Mordfall«, erklärte Suko. »Wir nahmen deshalb an, daß er Ihnen einen Besuch abstattete…«
»Das hat er nicht getan. Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht helfen. Haben Sie sonst noch was auf dem Herzen?«
»Nein. Das wäre eigentlich alles«, sagte Suko.
»Tja, dann«, sagte Rhodes und wies auf die Tür. »Ich will Sie nicht hinausschmeißen, aber ich habe zu arbeiten.«
»Davon wollen wir Sie selbstverständlich nicht abhalten«, sagte Bill Conolly mit einem dünnen Lächeln. »Entschuldigen Sie bitte die Störung.«
Rhodes winkte ab und hielt für die Männer die Tür auf. Suko und Bill gingen. Auf dem Rückweg zu ihren Fahrzeugen fragte der Chinese: »Was hältst du von dem Mann?«
»Er gefällt mir nicht.«
»Ich habe dich nicht gefragt, ob du ihn heiraten möchtest.«

»Du weißt, wie ich’s gemeint habe«, sagte Bill. »Der Mann lügt meiner Ansicht nach wie gedruckt.«

»Du glaubst also, John war bei ihm.«

»Darauf gehe ich jede Wette ein.«

»Ich würde nicht dagegenhalten«, sagte Suko. »Warum sagt er uns nicht die Wahrheit?«

»Weil er vermutlich etwas zu verbergen hat«, sagte Bill. »Wenn das so ist, dann sollten wir Chris Rhodes etwas gründlicher unter die Lupe nehmen.«

»Er weiß, wo John ist. Ich bin davon überzeugt«, sagte Bill Conolly. »Wir werden uns eingehend um den Mann kümmern. Vor allem würde ich mich gern mal in seinem Haus umsehen. Wer weiß, vielleicht hält er Jane und John darin sogar gefangen. Er muß schließlich einen triftigen Grund haben, uns anzulügen. Wenn seine Weste sauber wäre, hätte er doch zugeben können, daß John bei ihm war.«

»Du sagst es. Wann kehren wir also hierher zurück?«

»Bei Einbruch der Dunkelheit«, schlug Suko vor. »Dann kann Rhodes nicht sehen, wie wir uns an sein Haus heranpirschen. Im übrigen möchte ich das Haus des Malers nicht ohne magische Waffe betreten.«

»Du meinst, Rhodes könnte mit diesem Skelett…«

»Könntest du mit Sicherheit das Gegenteil behaupten?« fiel Suko dem Freund ins Wort.

»Ich würde mich hüten«, sagte Bill Conolly.

Sie erreichten ihre Fahrzeuge. Suko schwang sich auf seinen Feuerstuhl. Die Freunde vereinbarten als Treffpunkt ein Pub am Themseufer. Suko versprach, in spätestens zwei Stunden dort zu sein.

Dann startete er die Harley Davidson und rauschte ab.

***

Wir sollten sterben.

Alles war für unseren Tod vorbereitet. Chris Rhodes hatte Jacko befohlen, ein eisernes Gitter herbeizuschaffen, und im Handumdrehen war das Gewünschte hier gewesen.

Jacko schien es aus der Hölle geholt zu haben.

Nun lagen Jane Collins und ich auf diesem waagrechten Gitterrost. Wir waren an den dicken Stäben festgebunden. Unter uns lag Brennholz. Es war zu einem Scheiterhaufen aufgeschichtet worden.

Den Flammentod sollten wir sterben. Und wir waren nicht in der Lage, dieses qualvolle Ende von uns abzuwenden.

Zunächst hatte Rhodes den Scheiterhaufen selbst anzünden wollen. Er hatte bereits mit den Streichhölzern hantiert.

Aber dann hatte er plötzlich einen Impuls aus dem Jenseits empfangen, hatte sich aufgerichtet, hatte die Zündhölzer weggesteckt und gemurmelt: »Ja, Herr. Wie du willst…«

Ich hatte den Kopf gehoben, so gut es ging, und hatte den Maler angesehen. Rhodes hatte diabolisch gegrinst und gesagt: »Eine hohe Ehre soll Ihnen zuteil werden, John Sinclair! Der Schwarze Tod wird persönlich hier erscheinen und diesen Scheiterhaufen entzünden! Heute abend… Ein kleiner Aufschub noch. Er wird Ihre Todesangst ins Uferlose steigern.«

Lachend hatte Rhodes danach den Keller verlassen.

Seither waren wir allein.

Ich hatte alles versucht, um freizukommen. Vergeblich.

Langsam wandte ich jetzt den Kopf. Ich hatte gespürt, daß Jane mich ansah. Sie war ein tapferes Mädchen. Obwohl wir uns in einer ausweglosen Situation befanden, trübte keine Träne ihren Blick.

»Müssen wir wirklich sterben, John?« fragte sie leise.

»Scheint so«, knirschte ich. »Diesmal scheint der größte Wunsch des Schwarzen Todes in Erfüllung zu gehen.«

»Du bist noch im Besitz deines silbernen Kreuzes…«

»Es wird uns nicht helfen können. Ich hätte auch noch die Dämonenpeitsche. Sie steckt in meinem Jackett. Aber ich kann nicht an sie ran.«

»Es ist kein schöner Tod, bei lebendigem Leibe zu verbrennen.«

»Deshalb hat ihn ja Rhodes für uns ausgesucht«, knurrte ich. »Versuche so wenig wie möglich daran zu denken. Du darfst die Hoffnung nicht aufgeben, Jane. Wer weiß – vielleicht geschieht noch ein Wunder…«

»Glaubst du daran, John?« flüsterte Jane Collins.

Ich blieb ihr die Antwort auf diese Frage schuldig. Nein, wenn ich ehrlich sein wollte, mußte ich zugeben, daß ich an das Wunder nicht glaubte. Unser Tod schien unabwendbar zu sein.

Seltsamerweise hatte ich keine Angst vor dem Sterben.

Ich war nur wütend, weil ich Jane dieses schreckliche Ende nicht ersparen konnte.

***

Chris Rhodes stand am Fenster und beobachtete Suko und Bill Conolly. Die Männer sprachen miteinander. Bestimmt über ihn. Sie erreichten ihre Fahrzeuge, wechselten noch ein paar Worte, dann stieg der Chinese auf seine Harley Davidson und fuhr ab.

Der Maler vernahm ein kaum wahrnehmbares Geräusch hinter sich. Er wandte den Kopf. Jacko stand da.

»Hast du die beiden gesehen?« fragte Rhodes.

»Ja, Herr.«

»Freunde von John Sinclair. Sie sorgen sich um ihn.«

Jacko lachte. »Mit Recht.«

»Sie suchen ihn«, sagte Rhodes. »Ich hab's im Gefühl, daß sie

wiederkommen werden. Das schmeckt mir nicht. Niemand soll bei dem, was heute abend in meinem Haus geschieht, stören. Du weißt, daß ich hohen Besuch erwarte. Der Schwarze Tod will Sinclair persönlich das Leben nehmen. Ich habe der rechten Hand des Teufels zu einem großen Triumph verholfen. Der Name Chris Rhodes wird künftig in den Dimensionen des Grauens mit Respekt ausgesprochen werden, denn ich habe den gefürchteten Geisterjäger zur Strecke gebracht. Damit ist mir etwas geglückt, das vor mir noch kein Sendbote der Hölle geschafft hat.«

Rhodes begab sich zur Hausbar und schenkte sich einen Scotch ein.

Er hob sein Glas. »Ich trinke auf meinen Triumph!«

»Zum Wohl«, sagte Jacko.

Und Rhodes leerte sein Glas auf einen Zug. Mittlerweile war auch Bill Conolly mit seinem Wagen abgefahren.

Der Maler zog die Brauen zusammen. Mit dem leeren Glas wies er auf die Knochenbrust seines unheimlichen Dieners.

»Kümmere dich um die beiden«, befahl er. »Was du mit ihnen anstellst, ist mir gleichgültig. Wichtig ist nur, daß sie uns heute abend nicht in die Quere kommen!«

»Ich werde mich ihrer annehmen«, sagte Jacko. »Du kannst dich wie immer auf mich verlassen, Herr.«

»Das will ich hoffen«, knurrte Chris Rhodes und goß noch einmal Scotch in sein Glas. Er fand, daß er allen Grund zum Feiern hatte.

***

Suko stellte die Harley Davidson in der Tiefgarage des Apartmenthauses ab. Er fuhr mit dem Lift nach oben und betrat wenig später seine Wohnung. Er besaß für alle Fälle einen Schlüssel zu John Sinclairs Apartment.

Und John besaß einen Schlüssel zu seiner Wohnung. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.

Der Chinese stürmte in den Living-room. Er öffnete die mittlere Lade des Wohnzimmerschranks und kramte darin mit seiner Riesenpranke herum. Eine Vielzahl von Dingen fiel ihm in die Hände, nur nicht der gesuchte Schlüssel. Erst nach zehnminütigem ärgerlichen Suchen fiel dem Hünen ein, daß er letzte Weihnachten in sämtlichen Laden Ordnung gemacht und den Schlüssel zu Johns Apartment im Schlafzimmerschrank unter die Hemden gelegt hatte.

Er hatte das getan, um, falls nötig, den Schlüssel mit einem einzigen Griff zu haben.

Hastig eilte Suko ins Schlafzimmer. Augenblicke später hielt er den Schlüssel in seiner Hand. »Na endlich«, brummte er.

Er verließ seine Wohnung sofort und begab sich nach nebenan. Mit finsterer Miene holte er Johns Einsatzkoffer.

Wenn sich ein Unbefugter daran zu schaffen machte, sprühte aus einer verborgenen Düse Betäubungsgas.

Doch Suko war kein Unbefugter. John Sinclairs Waffen standen jederzeit auch ihm zur Verfügung.

Der Chinese wußte, wie man sich an den Schlössern zu schaffen machen mußte, um die Düse mit dem Nervengas zu überlisten.

Die wenigen Handgriffe waren schnell getan. Suko klappte den Deckel hoch. Die Fächer des Koffers waren mit blutrotem Samt ausgelegt.

Mit einem Blick überschaute der Chinese das kleine Waffenarsenal. Johns Dämonenpeitsche fehlte.

Aber alles andere war da: die Luftdruckpistole, mit der man Eichenbolzen auf Vampire schießen konnte, der geweihte Silberdolch, dessen Griff die Form eines Kreuzes hatte, magische Kreide, die Gnostische Gemme und noch einige andere Dinge, mit denen man den Abgesandten der Hölle das Leben schwermachen konnte.

Suko entschied sich für die Gnostische Gemme. Das war ein ovaler, grünbeige schimmernder Stein, auf dessen Oberfläche eine Schlange zu sehen war, die sich selbst in den Schwanz biß.

Damit konnte man Einflüsse des Bösen von sich fernhalten und magische Sperren knacken.

Außerdem nahm Suko noch den geweihten Silberdolch an sich. Der Griff war mit vielen Symbolen der Weißen Magie verziert. Der Chinese schob den Dolch in seinen Gürtel.

Fertig.

Er fühlte sich gut gewappnet. Sicherheitshalber würde er sich noch seine Schulterhalfter umschnallen, in der ebenfalls eine Beretta steckte, die mit geweihten Silberkugeln geladen war.

Dann war er für den bevorstehenden Einsatz bestens gerüstet.

In Kürze würde sich herausstellen, wie Chris Rhodes in dieses Spiel paßte. Und wenn der Maler mit Jane Collins' und John Sinclairs Verschwinden zu tun hatte, würde Suko dafür sorgen, daß der Mann sein blaues Wunder erlebte.

Rasch verließ der Chinese das Apartment seines Freundes.

Die Zeit drängte. Mehr und mehr rutschte die Sonne vom Himmel herunter. Bald würde sie hinter den Dächern der Stadt verschwunden sein.

Das war der Moment, wo Suko und Bill sich mit größtmöglicher Akribie um Chris Rhodes kümmern wollten.

Aber was Bill Conolly und Suko sich vorgenommen hatten, sollte nicht nach ihrem Plan verlaufen…

***

Bill spürte plötzlich etwas. Er lehnte am Tresen des Pubs, in dem er

mit Suko verabredet war. Vor einer Minute hatte er sich noch mit dem Wirt unterhalten, den er gut kannte.

Er war früher, als er noch Junggeselle gewesen war, häufig hierhergekommen. Die politischen Streitgespräche mit dem Wirt hatten oft die ganze Nacht gedauert, waren aber niemals böse oder gehässig geführt worden.

Doch von einem Moment zum andern wirkte Bill Conolly wie geistig weggetreten. Ein ziehender Schmerz nistete sich in seinem Kopf ein.

Er konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen.

Der Wirt wurde von einem Gast gerufen. Er entfernte sich von Bill. Der Reporter merkte es nicht. Er war zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Irgend etwas war mit ihm auf einmal nicht mehr in Ordnung. Er hatte das Gefühl, starke Schlaftabletten geschluckt zu haben.

Alles um ihn herum wurde irgendwie unwirklich. Er vernahm Stimmen, doch er hörte nicht mehr, was die Leute sagten.

Ein beklemmendes Gefühl machte sich in seiner Brust breit. Ihm wurde heiß. Er atmete schwer. Schweiß bildete sich auf seiner Stirn.

Es drängte ihn aus dem Lokal. Der Lärm, der ihn umbrandete, war ihm lästig. Er fand die Luft kaum noch atembar.

Benommen wischte er sich mit der Hand über die Augen. Er wankte und hielt sich kurz am Tresen fest.

Plötzlich hielt er es im Pub nicht mehr aus. Er befürchtete, zusammenzuklappen, wenn er auch nur eine Minute länger in dem Lokal blieb.

Suko fiel ihm ein. Er wollte draußen auf ihn warten. Hier drinnen hielt er es einfach nicht mehr aus.

Schwitzend strebte er auf den Ausgang zu. Jemand rief seinen Namen. Er achtete nicht darauf. Luft! Luft! hämmerte es in seinem Kopf. Ich brauche frische Luft!

Matt stieß er die Tür auf. Stolpernd trat er auf die Straße. Gierig pumpte er seine Lungen mit der frischen Luft voll.

Drei Yard neben dem Eingang lehnte er sich an die Hausmauer. Langsam begann er sich wieder zu erholen.

Er fragte sich, wodurch diese Schwäche hervorgerufen worden war. Er war kein Weichling. Er war ein sportlicher Typ. Durchtrainiert.

Bill Conolly bekam die Antwort auf seine Frage umgehend. Er vernahm plötzlich ein gemeines Lachen, und als er den Kopf drehte, erblickte er das Skelett, das Lucille Donat und Melvyn Marshall ermordet hatte.

Breitbeinig stand der Knochenmann auf dem Bürgersteig.

Bill war nichts mehr unklar. Dieser Knochenteufel war für seine üblen Zustände verantwortlich gewesen!

***

Der Reporter raffte sich zu einer überstürzten Flucht auf. Er rannte die Straße entlang, bog um die nächste Ecke und gelangte in eine Sackgasse.

Bis zum Ende der Gasse lief Bill Conolly. Eine Mauer versperrte ihm den Weg. Bill überkletterte sie. Er hätte das nicht gekonnt, wenn Jacko ihn nicht kurzfristig aus seinem Bann entlassen hätte.

Bill flankte über die Mauerkrone.

Er landete auf dem Areal eines Autofriedhofs. Wrackberge türmten sich hoch auf. Ein mächtiger Kran überragte diese Gebirge, zwischen denen schmale Täler verliefen.

Der Reporter durchhastete eines dieser Täler. Gehetzt sah er sich um. Der Knochenmann hockte in diesem Augenblick auf der Mauer.

Jetzt sprang er.

Bill lief weiter. Das Skelett hatte es nicht sonderlich eilig, ihm zu folgen.

Auf dem Gelände des Autofriedhofs gab es unzählige Möglichkeiten, sich zu verstecken. Bill Conolly hätte wissen müssen, daß er keine Chance hatte, sich vor dem Knochenmann zu verkriechen.

Jacko konnte sein Opfer überall finden. Bill hatte keine Möglichkeit, sich vor den magischen Suchimpulsen, die das Skelett ständig aussandte, abzuschirmen.

Keuchend sprang der Reporter hinter einen ausrangierten Kastenwagen. Er stolperte über scheppernde Blechteile und fiel.

Sand knirschte zwischen seinen Zähnen. Atemlos kämpfte sich Bill Conolly wieder hoch und hastete weiter.

Die Flucht war kräfteraubend. Bill erkannte, daß er sich beizeiten nach einem Versteck umsehen mußte, in dem er verschnaufen konnte.

Ein schwarzer Ford Fairlane schien für seine Zwecke geeignet zu sein. Er rannte auf den Wagen zu, riß die Tür auf der Beifahrerseite auf und verkroch sich im Fußraum.

Kauernd lauschte er seinen wilden Herzschlägen. Er war sicher, daß Chris Rhodes ihm diese Knochenbestie auf den Hals gehetzt hatte.

Na warte! dachte Bill wütend. Wenn ich das hier überstanden habe, kannst du was erleben!

Mühsam hielt der Reporter den Atem an. Stille umfing ihn. Der Knochenmann schien nicht in der Nähe zu sein.

Zehn Minuten vergingen. Es passierte nichts. Nicht einmal ein verräterisches Geräusch war zu vernehmen.

Bill Conolly atmete erleichtert auf. Vorsichtig hob er den Kopf. Er peilte die Lage. Weit und breit war kein Skelett mehr zu sehen.

Die Gefahr schien vorüber zu sein. Bill beschloß, den Fairlane zu verlassen und zu jenem Pub zurückzukehren, in dem er sich mit Suko treffen wollte.

Da vernahm er plötzlich das Quietschen von Rädern und das dumpfe

Brummen eines Motors. Und dann hörte er über sich das Klappern und Rasseln des Polypgreifers.

Ehe Bill Conolly darauf reagieren konnte, geschah es!

Der Krangreifer sauste auf das Wagendach herab. Die kräftigen Zangen packten das Fahrzeug und rissen es sofort hoch.

Der schwarze Fairlane pendelte in der Luft. Höher, immer höher wurde der Wagen vom Kran gehoben.

Bill wurde weiß wie ein Laken. Das Dach war über ihm total verformt. Es knirschte und knackte ununterbrochen.

Bill warf einen Blick nach unten. Er wollte den Wagenschlag aufstoßen und abspringen, doch die Tür wurde von den mächtigen Greifzangen zugehalten.

Der Reporter sah zum Kranführerhaus hinüber. Von dort grinste ihn die Totenfratze des Knochenmannes an.

Bill kämpfte hartnäckig gegen die aufsteigende Panik an. Plötzlich stoppte Jacko die Aufwärtsbewegung.

Die Skeletthände packten einen Hebel, legten ihn um.

Augenblicklich öffneten sich die Greifer. Sie gaben den Ford Fairlane frei. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte es den Anschein, als würde das Fahrzeug zwischen Himmel und Erde in der Luft hängenbleiben.

Aber dann stürzte es mit Bill Conolly und zunehmender Geschwindigkeit in die Tiefe.

***

Chris Rhodes rieb sich kichernd die Hände. Er hatte seinen Sieg tüchtig gefeiert. Deutlich konnte ich seinen Whiskyatem riechen. Er bückte sich und warf einen Blick unter den Gitterrost, auf dem Jane Collins und ich nun schon eine ganze Weile lagen.

»Das Holz ist knochentrocken. Es wird ein prächtiges Feuer geben, Sinclair.«

»Die ganze Bude wird abbrennen«, sagte ich.

»Aber nein. Jacko hat magische Sicherheitsvorkehrungen getroffen.«

»Wenn die Nachbarn den Rauch sehen, werden sie die Feuerwehr alarmieren.«

Rhodes lachte. »Jacko hat veranlaßt, daß der Rauch nicht nach oben steigen wird. Er wird im Boden versickern. Außerhalb des Hauses wird kein Mensch mitkriegen, daß hier drinnen zwei Menschen geröstet werden.«

Ich hörte, wie Jane Collins die Luft laut einatmete. Nach außen hin versuchte sie zwar, tapfer zu sein. Aber in ihrem Inneren sah es gewiß chaotisch aus.

Niemand konnte das besser verstehen als ich. Schließlich befand ich mich in derselben Lage wie sie.

»Nicht mehr lange, dann ist eure Uhr abgelaufen«, sagte Rhodes

begeistert.
Zorn wallte in mir auf, weil der Kerl mit seinen Reden Jane quälte. »Halten Sie den Mund, Rhodes!« herrschte ich den Maler an.
»Es sind nicht mehr viele Sandkörnchen in eurer Uhr.«
»Halten Sie die Klappe!«
»Sie haben vielen Dämonen den Garaus gemacht, Sinclair«, höhnte Chris Rhodes. »Deshalb ist es jetzt nur recht und billig, daß endlich Sie mal an die Reihe kommen.«
»Okay, Rhodes, tun Sie mit mir, was Sie wollen, aber lassen Sie Jane Collins in Ruhe.«
Der Maler schüttelte grinsend den Kopf. »Sie wird das Schicksal mit Ihnen teilen, Sinclair.«
»Warum? Jane kämpft nicht gegen Dämonen. Sie jagt keine Geister…«
»Sie ist Ihre Freundin. Wenn sie neben Ihnen stirbt, werden Ihre Qualen doppelt so groß sein, Sinclair!«
Es war ein teuflischer Bastard. Wenn ich die Möglichkeit gehabt hätte, mich auf ihn zu stürzen – ich weiß nicht, ob er das überlebt hätte.
»Übrigens, Ihre Freunde Suko und Bill Conolly waren hier«, erzählte Chris Rhodes. »Die beiden suchen Sie, Sinclair. Sie haben nach Ihnen gefragt. Ich sagte, Sie wären nicht hier gewesen. Damit sie nicht auf die Idee kommen, noch mal hier aufzukreuzen – womöglich auch noch gerade in dem Augenblick, wo der Schwarze Tod sich Ihrer annimmt –, habe ich Jacko befohlen, sich um die beiden zu kümmern. Es wird ein leichtes für meinen tüchtigen Diener sein, Ihre Freunde auszuschalten. Jacko verfügt über großartige Fähigkeiten.«
Mich überlief es kalt.
Es genügte Rhodes nicht, mich zu vernichten. Er vergriff sich auch noch an meinen Freunden.
Es wäre wohl besser für Suko gewesen, wenn er in Calais geblieben wäre, aber dort hatte er es nach unserem Telefonat vermutlich keine Stunde länger ausgehalten.
»Rhodes! Warum haben Sie diesen schrecklichen Pakt mit der Hölle geschlossen?« rief ich. Ich sah meine einzige Chance darin, Chris Rhodes davon zu überzeugen, daß es ein großer Fehler gewesen wäre, sich mit der rechten Hand des Teufels zu verbünden.
»Ich hatte es satt, von allen Menschen als Fußabstreifer benützt zu werden!« schrie der Maler. »Damit ist es nun vorbei, Sinclair. Aus mir ist eine Persönlichkeit geworden. Niemand bestimmt mehr, was mit mir geschieht. Jetzt bin ich es, der die Entscheidungen trifft. Der Schwarze Tod hat mich sogar zum Herrscher, über Leben und Tod gemacht.«
»Sie wissen nicht, mit wem Sie sich da eingelassen haben, Rhodes.

Die Hölle ist ein ganz miserabler Vertragspartner. Sie hat nur ihre eigenen Interessen im Auge. Sie, Rhodes, stehen nur so lange in der Gunst des Schwarzen Todes, solange Sie ihm nützlich sind. Wenn er Sie nicht mehr brauchen kann, läßt er Sie wie eine heiße Kartoffel fallen. Glauben Sie mir, ich weiß, wovon ich spreche. Der Schwarze Tod wird sich niemals an die getroffenen Abmachungen halten. Er wird Sie ausbeuten. Sie werden immer mehr für ihn tun müssen. Er wird Sie immer häufiger für seine Zwecke einspannen. Sie werden Ihres Lebens nicht mehr froh sein.«

»Denken Sie, das war vorher anders? Ich war rauschgiftsüchtig…«

»Eine Sucht kann man heilen, Rhodes. Nehmen Sie Vernunft an. Sie haben noch eine Chance, wenn Sie mir die Möglichkeit geben, Ihnen zu helfen. Ich würde einen Weg finden, den Pakt rückgängig zu machen.«

»Rückgängig machen?« Chris Rhodes lachte schrill. »Mann, Sinclair, nicht im Traum denke ich an so etwas! Ich gehe den Weg, den ich eingeschlagen habe, entschlossen weiter.«

»Das werden Sie bald bereuen.«

»Bestimmt nicht!« entgegnete mir Chris Rhodes. Er wandte sich um und verließ den Keller.

Als er oben die Tür zuwarf, wußte ich, daß meine allerletzte Chance dahin war.

***

Suko betrat das Pub. Er steuerte den Tresen an und winkte den Wirt zu sich, als er Bill Conolly nicht sah. Der Wirt, ein Mann mit vielen Falten im Gesicht, beugte sich vor und fragte: »Was darf's denn sein?«

»Bill Conolly darf es sein. Ich bin ein guter Freund von ihm. Wir wollten uns hier treffen. Ich kann ihn aber nirgends sehen. Mußte er mal für Königstiger?«

Der Wirt kratzte sich hinter dem Ohr. »Bill hat vor fünfundvierzig Minuten das Lokal verlassen. Als er hinausging, sah er aus, als hätte ihn jemand hypnotisiert. Ich rief ihm nach, doch er reagierte nicht darauf. Ich wollte mich um ihn kümmern, weil er plötzlich so sonderbar geworden war, aber es war dann so viel zu tun, daß ich nicht weg konnte.«

Suko spürte, wie sich seine Kopfhaut zusammenzog.

Irgend etwas war schiefgelaufen.

»Wo kann ich mal telefonieren?« fragte der Chinese.

Der Wirt wies in Richtung Telefonzelle. Suko quetschte sich in die Kabine und rief bei den Conollys zu Hause an.

Sheila meldete sich.

Suko erkannte sofort an ihrer Stimme, daß etwas Schlimmes passiert war »Bill wurde soeben ins Krankenhaus gebracht«, sagte Sheila

Conolly gepreßt. Die große Sorge um ihren Mann schwang deutlich erkennbar in ihrer Stimme mit.

»Bill im Krankenhaus? Wieso? Was ist passiert?« wollte Suko wissen.

Sheila berichtete ihm, was sie wußte. Ein Penner hatte Bill in einem Wagen auf einem Schrottplatz in der Nähe des Themseufers entdeckt. Bill war bewußtlos gewesen. Und so arg verletzt, daß der Penner unverzüglich die Polizei verständigte.

»Ich wollte gerade das Haus verlassen«, sagte Sheila. »Ich muß zu Bill.«

Suko fragte, in welches Krankenhaus Bill eingeliefert worden war. Sheila sagte es ihm.

»Ich werde hinkommen«, sagte der Chinese daraufhin und legte auf. Er verließ das Pub und schwang sich auf sein Motorrad.

Siebzehn Minuten später trabte er den langen Krankenhausgang entlang, auf Sheila Conolly zu.

Sie war kreidebleich. »Er befindet sich noch im OP«, sagte die hübsche Frau. In ihren Augen schimmerten Tränen. »Oh, Suko, mußtest du ihn da mit hineinziehen? Er hat eine Familie…«

Der Chinese hob abwehrend beide Hände. »Moment, Sheila. Ich habe Bill in nichts hineingezogen. Er selbst machte das Angebot…«

»Du hättest es ablehnen müssen, Suko.«

»Du weißt anscheinend nicht, worum es geht…«

»Ich will meinen Mann nicht verlieren!«

»Und John? Opferst du John Sinclair, damit du deinen Mann behalten kannst?«

Sheila Conolly blickte Suko mit großen Augen verwirrt an.

Suko erklärte: »John und Jane sind spurlos verschwunden. Als Bill davon hörte, bot er mir an, mir bei der Suche nach den beiden zu helfen. Ich konnte nicht wissen, daß das für Bill so gefährlich werden würde, sonst hätte ich ihm gesagt, er solle sich aus der Sache heraushalten. Wobei aber höchst fraglich bleibt, ob Bill auf mich gehört hätte. Du weißt, wie er zu John steht. Wenn John in der Klemme steckt, ist Bill bereit, jedes Risiko auf sich zu nehmen, um ihn herauszuboxen. John würde dasselbe für dich, für Bill, für mich – für alle seine Freunde tun…«

Sheila senkte beschämt den Kopf. »Verzeih, Suko. Ich glaube, ich habe vorhin zu unüberlegt gesprochen. Ich wußte nicht, daß es so schlimm um John steht. Meine Sorge um Bill…«

Suko winkte ab. »Geschenkt, Sheila. Ich habe vollstes Verständnis für deine Sorge.« Der Chinese blickte auf seine Uhr.

Er war voll brennender Ungeduld. Die Zeit brannte ihm auf den Fingernägeln. Er wollte wissen, wie es um Bills Gesundheitszustand bestellt war. Er wollte aber auch so schnell wie möglich bei Rhodes aufkreuzen, um mit dessen unfreiwilliger Hilfe – zu der er ihn zwingen

wollte – reinen Tisch zu machen.
Beides auf einmal ging aber nicht.
Nach fünfzehn Minuten öffnete sich endlich die Tür des Operationssaales. Bill Conolly wurde herausgefahren.
Er sah aus, als würde er schlafen. Totenblaß war er. Kein Wunder, daß Sheila bei diesem Anblick die Tränen nicht mehr zurückhalten konnte.
Sie war eine reiche Frau, hatte von ihrem Vater einen großen Chemiekonzern geerbt, deshalb konnte sie es sich leisten, Bill den Krankenhausaufenthalt so angenehm wie möglich zu machen.
Die besten Ärzte würden sich um ihn kümmern. Nur gesund mußte er allein werden. Dabei konnte ihm keiner helfen.
Sheila bestürmte den Arzt, der Bill operiert hatte. »Wie geht es ihm, Doktor? Wie geht es meinem Mann?«
»Machen Sie sich um ihn keine Sorgen. Er ist zäh.«
»Wir wissen, daß Bill zäh ist, Doc«, sagte Suko ungehalten. »Was wir nicht wissen, ist, wie arg seine Verletzungen sind.«
»Er wird in drei Wochen das Krankenhaus verlassen können.«
»Auf Krücken, oder auf seinen eigenen gesunden Beinen?« fragte Sheila.
»Er wird nicht gleich Bäume ausreißen können, aber er wird mit der Zeit wieder so gut wie neu werden, das kann ich Ihnen versprechen, Miß Conolly.«
Sheila fiel ein Stein vom Herzen. »Dem Himmel sei Dank«, seufzte sie.
Suko machte sich auf den Weg.
Er mußte sich jetzt endlich Chris Rhodes kaufen!

***

Als der hünenhafte Chinese das Krankenhaus verließ fühlte er, daß ihn schwarzmagische Kräfte attackierten. Sie versuchten seinen Geist zu verwirren. Er kämpfte verbissen dagegen an.
Sein Gesicht war verzerrt. Er preßte die Kiefer fest zusammen. Ein glühender Schmerz breitete sich in seinem Kopf aus.
Schrille Dissonanzen folterten ihn. Er bekam Gleichgewichtsstörungen. Sein Blick war auf die Harley Davidson gerichtet. Er konnte nicht gerade auf sie zugehen. Er torkelte wie ein Betrunkener. Wie würde das erst werden, wenn er auf dem Motorrad saß?
Durfte er es wagen, in diesem Zustand zu fahren? Gefährdete er damit nicht sich und andere Verkehrsteilnehmer?
»Ich muß!« keuchte der Chinese verbissen. »Ich habe keine andere Wahl. John braucht meine Hilfe. Ich spüre es…«
Atemlos kämpfte er gegen die Macht des Bösen an. John Sinclairs

Gnostische Gemme fiel ihm ein. Er holte sie aus der Hosentasche, preßte sich den flachen Stein an die Stirn.

Die glühenden Schmerzen waren sofort wie weggeblasen. Die schrillen Töne waren nicht mehr zu hören. Suko hatte keine Gleichgewichtsstörungen mehr.

Hastig legte er die restlichen Schritte bis zur Harley Davidson zurück. Die Gnostische Gemme nahm er nicht von der Stirn.

Erst als er die Maschine erreichte, steckte er den Stein weg. Sofort fiel dieser heiße Schmerz wieder über ihn her.

Suko handelte blitzschnell. Er riß das Motorrad vom Ständer, startete den Motor, schwang sich auf den Sattel und brauste los. Je weiter er sich vom Krankenhaus entfernte, desto schwächer wurde der Einfluß des Bösen. Die Schmerzen ebbten ab. Suko war wieder ganz klar.

Mit grimmiger Miene durchquerte er London.

Noch in dieser Stunde sollte Chris Rhodes dran sein. Irgendwie mußte Suko das schaffen. Er brauchte einen Erfolg.

Sonst würde er Jane Collins und John Sinclair nie mehr wiedersehen.

Suko stellte die Harley Davidson zweihundert Yard von Rhodes' Haus entfernt ab. Den Rest des Weges legte er zu Fuß zurück.

Er pirschte sich von hinten an das schäbige Gebäude des Malers heran. Unbemerkt erreichte er die Hintertür.

Als er auf sie zutrat, vernahm er ein eigenartiges Knistern. Er wußte sogleich, daß die Tür mit einer magischen Sperre versehen worden war.

Rhodes hatte sich abgesichert, um ungestört zu sein.

Wozu? Was hatte Rhodes vor?

Der Chinese sprengte die magische Sperre mit Hilfe der Gnostischen Gemme. Es gab einen singenden Ton, wie wenn man mit einem Stein auf die zugefrorene Oberfläche eines Sees schlägt.

Dann existierte die Sperre nicht mehr.

Suko konnte die Hintertür öffnen. Vorsichtig betrat er das Haus.

Doch er kam nicht weit. Denn plötzlich trat ihm Jacko in den Weg…

***

Das Warten hatte ein Ende.

Als ich neben Rhodes die Luft flimmern sah, wußte ich es: da kam der Schwarze Tod. Ich begegnete ihm nicht zum erstenmal, doch noch nie war ich ihm so hilflos ausgeliefert gewesen wie an diesem Abend.

Mein Supergegner trat mit einem energischen Schritt aus dem Nichts hervor. Sein schwarzer Schädel mit den hellen Augen grinste uns triumphierend an. Kein Sieg war ihm wichtiger als dieser.

»Das ist also das Ende!« knurrte der Dämon. »Eines Tages hatte es dazu kommen müssen, Sinclair. Ich wußte es. Beharrlichkeit führt ans Ziel. Ich bin zwar in der Schattenwelt zur Zeit stark engagiert, weil

Myxin, der Magier, entfesselt ist, aber den Augenblick dieses großen Triumphes konnte ich mir nicht entgehen lassen. Myxin ist mit seinen Heerscharen hinter mir her. Ich habe ihm eine falsche Spur gelegt, konnte ihn in die Irre leiten, so daß mir genügend Zeit bleibt, dich und deine Freundin zu vernichten! Erinnerst du dich, Sinclair? Ich habe dir deinen Tod angekündigt. Mir scheint aber, du hast nicht so recht daran geglaubt.«

Ich zerrte wütend an meinen Fesseln. »Wenn ich nicht an diesen Rost gebunden wäre…«

Der Schwarze Tod lachte höhnisch. »Du würdest dich auf mich stürzen. Ich weiß.«

»Warum stellst du dich nicht zu einem fairen Kampf?«

»Ich lehne es ab, mit dir zu kämpfen, John Sinclair. Ich will dich lediglich sterben sehen, und das wirst du in wenigen Augenblicken. Du mußt dich damit abfinden. Du hast keine Chance mehr!«

Die Augen des Dämons begannen zu strahlen. Sie waren auf das Brennholz gerichtet, das unter uns aufgeschichtet war.

Die Hitze, die der Blick des Schwarzen Todes entwickelte, entzündete den Scheiterhaufen. Ich hörte es knacken und prasseln.

Ich wandte den Kopf und blickte Jane Collins an. Jetzt weinte sie. Aber es kam kein Laut über ihre Lippen.

Sie schien sich damit abgefunden zu haben, daß sie mit mir sterben mußte.

***

Der Knochenmann setzte gegen Suko seine magische Kraft ein. Der Chinese schaffte es jedoch, einen Teil davon mit der Gnostischen Gemme aufzuheben. Dennoch gelang es Jacko, den Hünen auf der Stelle festzunageln.

»Du bist weit gekommen, Chinese«, spottete Jacko. »Aber nicht weit genug. Du konntest dich meiner Attacke vor dem Krankenhaus zwar entziehen, doch nun habe ich dich doch in meine Gewalt gebracht. Soll ich dir etwas verraten? Soeben ist der Schwarze Tod in diesem Haus eingetroffen. Höchster Besuch aus der Hölle. Und während du hier stehst und dich nicht vom Fleck rühren kannst, macht die rechte Hand des Teufels John Sinclair und dessen Freundin Jane Collins unten im Keller fertig. Du kannst die beiden nicht mehr retten. Sie sind verloren. Auch du wirst sterben. Weil du es gewagt hast, in dieses Haus einzudringen!«

Verzweifelt kämpfte Suko gegen die schwarzmagische Kraft an, die ihn lähmte.

Es darf nicht sein! hämmerte es in seinem Kopf. Jane und John dürfen nicht sterben. Ich kann es vielleicht noch verhindern. Ich muß hinunter in den Keller. Ich muß zu meinen Freunden…

Der Chinese hielt die Gnostische Gemme in seiner Linken. Es kostete ihn sehr viel Kraft, die Hand zu bewegen.

Er konzentrierte sich voll auf den flachen Stein. Es gelang ihm, damit ein Symbol der Weißen Magie in die Luft zu zeichnen.

Plötzlich spürte Suko einen heftigen Ruck. Die geistigen Fesseln, die Jacko ihm angelegt hatte, waren zerrissen.

Die Pranke des Chinesen schnellte sofort zur Schulterhalfter. Er riß die Beretta heraus und gab kurz hintereinander mehrere Schüsse auf das Skelett ab.

Jacko stieß eine Tür auf und brachte sich vor den geweihten Silberkugeln in Sicherheit. Suko verzichtete darauf, nachzusetzen und den Knochenmann fertigzumachen.

Wichtiger war im Augenblick, daß er Jane Collins und John Sinclair vor dem sicheren Ende bewahrte.

Wie von Furien gehetzt, rannte der Chinese durch das Haus. Er erreichte die Kellertreppe, polterte diese hinunter.

Und Jacko heftete sich unverzüglich auf seine Fersen, um zu verhindern, daß er die Hinrichtung John Sinclairs störte…

***

Schweiß perlte auf meiner Stirn. Die Hitze war qualvoll, wurde allmählich unerträglich. Die ersten Flammen schlugen durch den Gitterrost, auf dem wir lagen.

Chris Rhodes und der Schwarze Tod ergötzten sich an diesem Anblick. Der Dämon beeinflußte das Feuer, damit es uns nicht zu schnell fraß.

Wir sollten leiden. Ich sollte für all das nun büßen, was ich den Wesen aus dem Schattenreich angetan hatte.

Die Grausamkeit des Schwarzen Todes war nicht mehr zu überbieten. Unter Jane Collins und mir knackten und prasselten die Holzscheite.

Die Hitze schmerzte entsetzlich. Ich biß die Zähne zusammen. Und es gab mir einen furchtbaren Stich ins Herz, als ich Jane neben mir vor Schmerzen stöhnen hörte.

Obwohl es keinen Sinn hatte, riß und zerrte ich wie verrückt an meinen Fesseln. Je mehr ich tobte, um so besser gefiel das Rhodes und dem Dämon.

Sie lachten vor Vergnügen.

Ich kümmerte mich nicht um sie, bäumte mich wild auf, warf mich hin und her, soweit es meine Fesseln zuließen, versuchte alles, um freizukommen, damit ich Jane helfen konnte.

Aber vergebens. Ich schaffte es nicht. Mit Grauen mußte ich erkennen, daß der Schwarze Tod recht hatte: ich hatte keine Chance mehr.

Plötzlich erfüllte ein schreckliches Heulen den Keller. Der Laut war

nicht von dieser Welt. Er hörte sich grauenvoll an.

Der schwarze Totenschädel des Dämons ruckte hoch. »Myxin!« brüllte er wütend. »Er hat mich gefunden! Dieser verfluchte Bastard! Er bringt mich um das Vergnügen, John Sinclair beim Sterben zuzusehen! Ich muß weg!«

Das Heulen verstärkte sich. Die Kellerwände fingen grün zu schillern an. Myxin und seine Horden bereiteten ihren Angriff vor.

Doch der Schwarze Tod wartete nicht auf die Attacke des Magiers. Er brachte sich unverzüglich aus dem Gefahrenbereich.

Seine Erscheinung zerfaserte und löste sich innerhalb eines Sekundenbruchteils auf. Das Heulen verfolgte ihn in eine andere Dimension. Es ebbte sehr schnell ab, und auch das Schillern der Kellerwände löste sich auf.

Aber deshalb waren Jane Collins und ich nicht gerettet. Wir lagen immer noch auf dem Gitterrost. Nach wie vor brannte der Scheiterhaufen.

Und Chris Rhodes ergötzte sich nun allein an meiner Niederlage.

Plötzlich ein Knall.

Die Kellertür donnerte gegen die Wand. Suko stürmte in den Raum. Rhodes warf sich dem Chinesen mit einem Wutschrei entgegen.

Suko versetzte dem Mann einen gewaltigen Faustschlag. Rhodes flog zur Seite. Suko sprang auf den Gitterrost.

Er riß meinen geweihten Silberdolch aus dem Gürtel und schnitt damit meine und Jane Collins’ Fesseln durch.

Wir sprangen vom Gitter. Jane wäre in die Knie gegangen, wenn mein Partner sie nicht aufgefangen hätte.

Während Suko sich um das Mädchen kümmerte, griff ich nach meiner Dämonenpeitsche.

Jacko erschien. Er knurrte wie ein Tier.

Chris Rhodes rannte auf ihn zu. »Tu etwas, Jacko!« schrie er. »Verdammt noch mal, so tu doch etwas!«

Jacko streckte dem Maler seine Hand entgegen. Als Rhodes diese ergriff, passierte etwas Verblüffendes.

Von einer Sekunde zur anderen verwandelte sich Rhodes in ein Skelett. Ich stand zwei Knochenmännern gegenüber.

Sie wollten mich mit magischen Impulsen matt setzen. Doch ehe es dazu kam, pfiffen die Enden der Dämonenpeitsche durch die Luft.

Klatschend trafen sie ihr Ziel. Die Wirkung war für Jacko und Chris Rhodes verheerend. Der Peitschenschlag vernichtete sie augenblicklich.

Sie vergingen mit einem klagenden Geheul.

Wir waren gerettet. Wieder einmal hatte ich es – diesmal mit Sukos tatkräftiger Hilfe – geschafft, dem Totengräber im allerletzten Augenblick von der Schippe zu springen.

Als wir das Haus des Malers verließen, mußte Suko Jane Collins stützen.
Das Gebäude wurde ein Raub der Flammen.

***

Jener Flammen, die Jane Collins und mich vernichten sollten.
Tags darauf besuchten wir Bill Conolly im Krankenhaus. Sheila war bei ihm. Es ging ihm verhältnismäßig gut. Wir hatten ihm viel zu erzählen.
Bill bewies uns, daß er seinen Humor bereits wiedergefunden hatte, indem er sagte: »Wenn ich hier rauskomme, hänge ich den Reporterjob an den Nagel und gehe als Stuntman zum Film. Jacko ließ mich erkennen, daß ich für diesen Beruf bestens geeignet bin.«
Als wir eine Stunde später in meinen Bentley stiegen, hatte Jane Collins eine erfreuliche Überraschung für mich.
»John«, sagte sie. »Sieh mal.« Sie griff mit der Hand in die Fülle ihres auch so aufdringlichen roten Haares und zog es zu meiner Verblüffung vom Kopf. Jane hielt lachend eine Perücke in der Hand. Eine goldene Flut ergoß sich bis auf Janes wohlgerundete Schultern.
Meine Freundin war mir zuliebe wieder erblondet.
Nun gab es nichts mehr, womit ich unzufrieden hätte sein müssen…

ENDE